Band 923 • DM 2,20

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

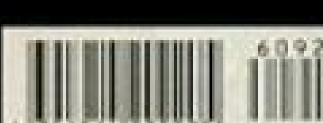
JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Henkerin

Band 923 • DM 2,20

Schweiz Fr.2.20 / Österreich S 18
Frankreich F 10.00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2.90 / Spanien P 275





Die Henkerin

John Sinclair Nr. 923

von Jason Dark

erschienen am 12.03.1996

Titelbild von Luis Royo

Sinclair Crew

Die Henkerin

Durch das Schloß wanderte der Tod!

Es war keine schreckliche Gestalt, kein finsterer Bandit oder Mörder. Er war auch nicht der Sensenmann. Ganz im Gegenteil. Und er hatte einen klangvollen Namen…

Der Tod war eine Frau.

Sie hieß Carlotta d'Arroyo.

Und sie war die Henkerin!

Sie hielt den Griff des ungewöhnlichen Schwertes mit beiden Händen fest umklammert, während sie im Dunkel der Halle stand. Die Dienerschaft war längst zu Bett gegangen. Draußen wob die Nacht ihr Gespinst um die Mauern, und das Rauschen der nicht weit entfernten Brandung war in dieser Stille besonders deutlich zu hören.

Carlotta trug ein Kleid aus blutrotem Stoff. Reifen hielten die Unterkleider und den Rock in Form.

Der Ausschnitt des Kleides war sehr gewagt. Er bot einen tiefen Einblick auf die Brüste, und man sah mitten in diesem wohlgeformten Tal den steinernen Anhänger einer Kette. Eine Mähne aus schwarzbraunen Haaren, umwogte ihren Kopf. Sonst trug sie die Haare streng zurückgekämmt, jetzt aber gab sie sich ungezwungen. Die offene Flut umspielte ihren Kopf und das Gesicht mit den wilden Zügen und den blitzenden Augen.

Carlotta war ein Weib, das alle Männer begehrten. Sie wußte es, sie verglich sich selbst mit einem Vulkan, und sie wußte auch, daß sie es zu weit getrieben hatte.

Sie war nicht vorsichtig genug gewesen. Ihr Mann würde es sie büßen lassen, das hatte man ihr zugeflüstert. Doch bevor es dazu kam, wollte sie alle Brücken hinter sich abbrechen. In dieser Nacht, denn eine andere würde es für sie nicht geben, weil Don Alfonso bereits einen Freund hatte ins Schloß kommen lassen, mit dem er über gewisse Dinge sprechen wollte.

Beide waren zu einem Entschluß gelangt, das stand fest. Und hinter diesem Entschluß lauerte ein Wort, das Angst und Schrecken verbreitete.

Die Heilige Inquisition!

Carlotta wußte sehr genau, was dort passierte. Sie hatte genug von diesen Greueltaten gehört. Von der Folter, den Quälereien, die Frauen und Männer trafen, und sie würde sich dieser Tortur nicht unterziehen. Vorher wollte sie Schluß machen.

Sie war aus dem Gewölbe nach oben gestiegen. Die Waffe hatte sie zwischen den Weinfässern versteckt gehabt. Es war kein Schwert, wie es sich einer Henkerin geziemt hätte, es war eine Machete, die ein Freund von einer Reise in die Fremde mitgebracht hatte. Eine höllisch scharfe Klinge, die in den falschen Händen eine große Gefahr darstellte.

Carlotta stieg die breite Treppe hoch. In der rechten Hand hielt sie die Waffe. Mit der linken hob sie ihre Röcke an, um auf den Stufen nicht zu stolpern.

Licht brauchte sie nicht. Dieses Schloß war zu ihrer Heimat geworden. Sie liebte es sogar, zumindest dann, wenn Don Alfonso, ihr Gatte, auf Reisen war.

Ansonsten hätte sie auch mit einer Hütte vorliebgenommen, wenn es

ihr nur immer vergönnt gewesen wäre, ihrem Trieb nachzugehen. Sie brauchte nicht nur einen Mann, sie wollte mehr, aber ihr Mann wollte etwas anderes. Kinder, viele Kinder, doch das lehnte sie ab. Kinder hätten ihr Leben zerstört. Carlotta wollte es genießen, und sie wußte, daß sie keine gute Mutter sein würde.

Carlotta wollte nicht an das Leben einer Gefangenen denken, denn als nichts anderes fühlte sie sich, und sie nickte sich selbst zu, als sie die Treppe hinter sich gelassen hatte und in einem sehr breiten Gang stehenblieb.

Zwei Lichter flackerten wie unruhige Geister in einem schwachen Durchzug. Es waren Kerzenflammen. Jeweils drei dicke Kerzen standen in den Schalen und tauchten den Gang in flackerndes Licht.

Auch sie war ein Schatten. Das dunkelrote Kleid hob sich kaum von der Bodenfläche ab. Je mehr sie sich dem Licht näherte, um so stärker und größer wurde der Schatten, den sie warf. Er wanderte an einer der beiden Wände entlang, und plötzlich fing sie an zu lächeln, als sie daran dachte, wie sehr sie auf zwei getrennte Schlafräume bestanden hatte. Ihr Mann hatte zugestimmt, zwar nicht fröhlich, aber es war ihm nichts anderes übriggeblieben.

Carlotta gehörte zu den bösen Frauen, und sie war sogar stolz darauf. Ihr Inneres war schwarz wie die Seele eines Mörders. Sie liebte Spiele, vor denen sich andere fürchteten. Sie mochte den Teufel und sein Reich. Sie wartete darauf, mit ihm buhlen zu können, denn man hatte ihr gesagt, daß niemand anderer den Trieb einer wilden Frau so befriedigen konnte wie eben der Satan.

Ihr Mann ahnte etwas.

Und sein Freund ebenfalls.

Sie hatten es ihr nie direkt gesagt, doch Carlotta hatte so etwas wie das Zweite Gesicht. Sie konnte genau spüren, daß mehr dahintersteckte. Dieser Godwin war nicht grundlos so schnell erschienen.

Vor der Tür des Schlafraums blieb sie stehen. Sie schwenkte die Waffe leicht hin und her, fuhr dann mit dem Finger über die Schneide, wobei sie etwas zu unvorsichtig war und sich dabei die Haut einritzte. Aus der Wunde quoll ein Blutstropfen.

Carlotta schaute ihn sich an. Wieder lächelte sie. Dann hob sie den Arm und leckte das Blut ab.

Es tat ihr gut, sehr gut.

Sie schmeckte das Blut und freute sich, daß es einfach so voller Kraft steckte. Carlotta glaubte, ihr eigenes Leben in diesem Tropfen zu schmecken. Mal bitter, mal süß.

Die Tür verschloß ihr Mann nie. Wozu auch? Es traute sich niemand außer ihr, das Zimmer in der Nacht zu betreten, und sie selbst hatte es noch nicht mal oft getan.

In ihre Lippen hinein grub sich ein Lächeln. Es war genau das Gegenteil von freundlich, denn Carlotta wußte sehr genau, was sie in den nächsten Minuten hinter sich bringen würde.

Sie warf einen Blick auf die Klinke. Die war vergoldet und paßte nicht zu dem schlichten Innern des Schlosses, wo die Decken hoch, die Gänge düster und die Böden dunkel waren.

Carlotta hatte sich alles vorgestellt. Genau ausgemalt. Immer wieder in langen Nächten, in denen sie schlaflos im Bett gelegen hatte. Aus diesem Grunde fiel es ihr jetzt leicht, den Vorsatz in die Tat umzusetzen.

Sie drückte die Klinke nach unten.

Sehr leicht ließ sich die schwere Tür öffnen. Sie schwang nicht in den Gang hinein, sondern in das Zimmer, das sehr groß war und eigentlich nur von einem prächtigen Bett beherrscht wurde, über dem ein Himmel aus kostbarem Stoff schwebte.

Es war dunkel.

Keine Kerze verbreitete Licht. Auf dem Boden lagen wertvolle Teppiche übereinander. Die Wände schmückten Seidentapeten. Durch die offenen Fenster fuhr der Nachtwind und brachte das Geräusch der Brandung mit.

Carlotta ging auf das Bett zu.

Der Mond stand beinahe voll am wolkenlosen Himmel. Auch er sorgte für ein gewisses Licht, das wie ein silbriger Schleier in den Raum fiel und sich dort verteilte.

Auf dem Bett lag er wie eine zweite Decke, aber den größten Teil des Bodens ließ er in der Dunkelheit.

Je näher sie an ihr Ziel herankam, um so besser konnte Carlotta die Gegebenheiten erkennen. Den Tisch mit der Schüssel, in der immer frisches Wasser aufgefüllt wurde. Sie sah die Handtücher und den Durchgang zum Ankleideraum ihres Mannes.

Es war alles vorhanden, was er brauchte - bis eben auf die Frau, denn er lag allein im Bett.

Quer beinahe, und er lag auf dem Rücken, das Gesicht leicht zur Seite gedreht und dem Fenster zugewandt.

Eine günstige Position, wie Carlotta dachte.

Neben dem Bett blieb sie stehen und schaute auf das bärtige Gesicht des Schlafenden hinab.

Es sah nicht mehr so finster aus wie sonst, denn Don Alfonso zeigte sich entspannter. Der Mund stand offen. Röchelnde Schnarchlaute drangen aus ihm hervor.

Carlotta schenkte diesem Gesicht ein Lächeln, als wollte sie davon Abschied nehmen.

Es war die Stunde des Todes für ihren Gatten. Der aber schlief. Eigentlich typisch. Er hatte schon immer die großen, privaten Dinge

verschlafen und hatte nie gespürt, daß seine Frau litt und welche Sorgen sie plagten.

ES würde für ihn ein Ende haben.

Jetzt und für immer.

Nichts regte sich im Gesicht der Frau, als sie ihre Waffe mit einer nahezu lockeren Bewegung anhob. Gewissensbisse kannte sie nicht, und sie fragte sich, ob sie überhaupt ein Gewissen hatte.

Wahrscheinlich nicht.

Darüber konnte sie wieder lächeln. Ein Schlag würde reichen.

Sie überlegte, wie sie es machen sollte. Sollte sie ihn köpfen oder ihrem verhaßten Gatten den Schädel spalten? Beidhändig umfaßte sie den Griff und holte aus.

Dann war es soweit!

Ihre Augen leuchteten. Den Triumph konnte sie einfach nicht unterdrücken. Zu lange hatte sie auf diesen Augenblick gewartet, und über ihre Lippen drang der Satz:

»Stirb, du Hundesohn!«

In diesem Augenblick geschah etwas, womit sie nicht gerechnet hatte. Zuerst drang ein kühler Windstoß durch das offene Fenster an der Seite, und zugleich öffnete ihr Mann die Augen…

***

Er starrte sie an.

Carlotta irritierten diese Blicke und sie schlug nicht zu. Mit der erhobenen Mordwaffe blieb sie stehen.

»Was ist?« flüsterte Don Alfonso. Er war aus dem Schlaf gerissen worden und noch etwas durcheinander.

»Ich bin es!«

Alfonso blieb liegen, wirkte schwerfällig und konnte die Lage noch nicht so richtig einschätzen, doch dann hörte er das Lachen seiner Gemahlin.

Wieder schaute er hin - und er sah jetzt auch die Machete, denn in seinen Blick stahl sich der Schrecken. Er wollte etwas sagen, nicht mal schreien, aber Carlotta schüttelte nur den Kopf, und Don Alfonso verstand die Geste. Er schwieg.

»Bald«, sagte sie, »bald bist du tot, denn ich bin gekommen, um dich zu köpfen.«

Don Alfonso schrie noch immer nicht, er bettelte auch nicht, er deutete nur so etwas wie ein Nicken an, bevor er flüsterte:

»Also doch!«

»Wie meinst du das?«

»Ich habe es geahnt.«

»Was hast du geahnt?«

»Daß du schlecht bist und auf der Seite des Teufels stehst. Du bist

eine Frau, eine sehr schöne Frau, das weißt du selbst, aber ich bin auf einen schönen Körper mit dem Inneren eines Dämons hereingefallen. So und nicht anders ist es gewesen. Du selbst hast mir durch dein Erscheinen hier den letzten Beweis gegeben. Ich sage dir, daß in deinem Leib der Teufel steckt.«

Carlotta hatte sehr genau zugehört. Sie sah aus wie jemand, den die Worte faszinieren, und dann gab sie ihrem Mann recht, und sie tat es gern, sehr gern. »Ja, ich bin des Teufels, ich bin wirklich des Teufels, und der Teufel steckt zudem in meinem Leib. Ich habe das Feuer, das dir fehlt, Don Alfonso. Und ich weiß auch, daß du mich nicht schonen willst. Du hast nicht grundlos deinen Freund, den Bretonen, hergeholt. Godwin ist nicht gekommen, um sich hier auszuruhen. Du hast ihn auf deine Seite gezogen, um gegen mich zu kämpfen.«

»Wer hat es dir gesagt?«

»Niemand, ich weiß es.«

»Ach ja?«

»Sicher. Ich habe es gespürt. Ich habe einen sicheren Instinkt, mein lieber Gatte. Ich spüre genau, wenn man mich fertigmachen will. Aber so läuft das nicht. Ich bin dir zuvorgekommen. Ich bin schneller und besser aus du.«

»Du willst mich wirklich töten?«

»Ja.«

Don Alfonso schien erst jetzt richtig wach geworden zu sein, denn plötzlich stahlen sich Angst und Schrecken in seine Gesichtszüge. Er hörte sein Herz wild klopfen, und er spürte, wie sich seine Brust zusammenzog.

Die Angst wurde übermächtig. So etwas hatte er noch nie zuvor erlebt, und er schaute mit verdrehten Augen auf die mörderische Klinge.

Seine Frau brauchte nicht viel Kraft, um ihm den Kopf vom Rumpf zu trennen. Sie hätte sie nicht mal mit beiden Händen zu halten brauchen, und er gab zu, daß er seinen Freund gebeten hatte, sie im Auge zu behalten. Er hatte über Carlotta Bescheid wissen wollen, sehr genau, aber zugleich fürchtete er sich davor, daß sich sein Verdacht bestätigte.

Er hatte sich bestätigt!

Dieses Wissen war grausam.

Seine Angst wurde unbeschreiblich. Er öffnete den Mund, als könnte ihn der Schrei erlösen, aber Carlotta war schneller.

Als letztes Geräusch nahm Don Alfonso das Pfeifen der Klinge wahr, als sie auf ihn zuraste. In einer reflexhaften Bewegung wollte er noch in die Höhe schwingen, das schaffte er nicht, denn das mörderische Instrument war schneller.

Es traf genau dort, wo Carlotta es hatte haben wollen, und es trennte

Don Alfonso den Kopf vom Rumpf…

***

Nach diesem dumpfen Geräusch war es zunächst für die Dauer einiger Sekunden still. Erst dann drang ein zischendes Geräusch aus dem Mund der Frau und sie öffnete wieder die Augen, die sie in der letzten Zeit geschlossen gehabt hatte.

Da lag er.

Oder das, was von dieser ihr so verhaßten Person übriggeblieben war. Beim Auftreffen der Machete war das Blut gespritzt, auch auf das Kleid der Mörderin, wo die Flecken jedoch kaum auffielen. Es sah so aus, als hätte sie bewußt das rote Kleid an diesem Tag angezogen.

Sie war zufrieden.

Sehr sogar…

Und sie hatte Mühe, einen Schrei zu unterdrücken. Die Mordwaffe legte sie auf das Bett, während sie zum Fenster ging, dort stehenblieb und nach draußen schaute.

Die Nacht war durch das Mondlicht gezeichnet. Es war ein bleicher Puder über den Felsen, und auch das Meer hatte etwas von seinem Schein aufgefangen.

Es tanzte auf den Wellen, es glitzerte und schimmerte im Wasser, es war einfach da, und es tanzte wie ein zuckender Kobold über diese romantische Landschaft.

Sie schaute hinab zu den Klippen, beobachtete die tosende Brandung. Immer und immer wieder, mit einer schon irrsinnigen Kraft schlugen die Wellen dagegen.

Sie überlegte, ob sie Kopf und Körper durch das Fenster hinab zu den Klippen werfen sollte, aber sie ließ es bleiben und drehte sich wieder um. Es brachte nichts, außerdem wollte sie sich nicht unbedingt anstrengen.

Ihrem Mann warf sie noch einen Blick zu. Wäre es hell gewesen, dann hätte das Licht all das Grauen zeigen können, so aber war es finster und die Kraft des Mondlichts reichte nicht aus, um irgendwelche Einzelheiten erkennen zu lassen. Es blieb im Hintergrund, es blieb blaß, als hielte es sich bewußt zurück.

Die Henkerin war zufrieden. Sie hob die Waffe an und reinigte die Klinge am Bettlaken. Dabei lächelte sie, denn sie dachte daran, daß sie noch gebraucht wurde.

Ihr Mann sollte nicht der einzige sein, das hatte für Carlotta schon längst festgestanden. Es gab noch einen, der getötet werden mußte, bevor er ihr gefährlich werden konnte. Es war sein Freund, sein Verbündeter, dieser Godwin de Salier, der Bretone, der verdammte Templer, der mit Don Alfonso zusammengehockt hatte, wobei beide über Dinge sprachen, die sie haßte.

Don Alfonso hatte ihm vertraut, er sagte ihm alles, und er hatte auch mit ihm über Carlotta geredet.

Beide waren sie einig geworden, beide wurden sich immer einig, das wußte sie auch, und sie war sich deshalb auch einig geworden.

Das Zimmer roch nach dem Blut des Toten, als Carlotta die Tür öffnete und den Raum verließ.

Wieder ging sie sehr langsam, denn sie war sich ihrer Sache sicher.

Sie wußte auch, in welch einem Zimmer Godwin schlief, aber sie würde bei ihm vorsichtiger sein müssen. Carlotta schätzte den Mann als viel gefährlicher ein als ihren eigenen.

Salier war ein Kämpfer, und er hatte sich auch der Gruppe der Kreuzfahrer angeschlossen. Ein Kreuzzug lag bereits hinter ihm, der zweite war in Vorbereitung, und er hatte Don Alfonso überreden wollen, das Grab Christi zu verteidigen.

D'Arroyo hatte sich noch nicht entschieden. Wahrscheinlich hatte er zunächst das Problem mit seiner Frau lösen müssen. Danach wäre er dann wohl gefahren.

Sie durchschritt den düsteren Gang. Nichts war mehr zu erkennen und zu unterscheiden. Alles zerlief zu einer grauen Soße.

Im Innern des Schlosses hatte sich die Stille des Todes ausgebreitet. Sie war wie eine Watte, die zwischen den Wänden lag und jeden Schritt aufsaugte.

Die Tür war geschlossen.

Carlotta blieb vor ihr stehen und schaute sich um. Ein komisches Gefühl hielt sie umklammert. Sie hatte den Eindruck, daß es bei de Salier nicht so einfach ablaufen würde wie bei ihrem Mann, aber sie konnte nun mal nichts dagegen tun.

Es gab keine andere Möglichkeit als diesen zweiten Mord. Da konnte man es drehen und wenden, wie man es wollte, und jetzt erst recht, wo Don Alfonso nicht mehr lebte.

Noch wartete sie.

Geräusche eines schlafenden Mannes waren nicht zu hören. Carlotta stand in der Stille, sie lauerte, als wartete sie darauf, daß etwas passierte.

Es tat sich nichts.

Sie hatte zwei, drei Minuten verstreichen lassen, als sie es wagte, die Tür zu öffnen. Sehr behutsam ging sie zu Werke. Nur keinen überraschenden Laut, sonst war alles vergebens.

Geräusche waren nicht zu hören, als sie die Tür aufdrückte. Das Gästezimmer unterschied sich in der Größe nicht von den übrigen Räumen. Es war großzügiger eingerichtet. Wer hier wohnte, der konnte sich wohlfühlen.

Carlotta bewegte sich auf Zehenspitzen weiter. Sie schloß die Tür sehr behutsam. Was in diesem Zimmer an Mobiliar stand, das

interessierte sie nicht. Ihr kam es einzig und allein auf das Bett an, in dem der Bretone schlief.

Nur das zählte für sie.

Ein kaltes Lächeln huschte um ihre Lippen. Die wieder gereinigte Mordwaffe trug sie in der rechten Hand. Ihr Blick war starr nach vorn gerichtet. Carlotta zitterte innerlich und wischte immer wieder ihre freie Hand an der Kleidung ab.

Auch jetzt lag ihr der Blutgeruch noch in der Nase. Sie mochte ihn, und in ihren Augen lag ein kalter Schimmer.

Wie eine kompakte Schatteninsel stand das Bett inmitten des großen Raumes. Ein mächtiger Klotz, in dem der Schläfer seinen Platz finden konnte.

Carlotta merkte, daß es ihr besser ging. Sie stand kurz vor der endgültigen Tat, und das freute sie.

Der nächste Mord würde sie endgültig befreien, dann konnte sie endlich tun und lassen, was sie wollte, und sie brauchte keine Rücksicht auf irgendwelche Kerle zu nehmen.

Der Teppich ließ sie lautlos gehen.

Dann sah sie das Bett.

Es war flach, es war breit. Sie sah die Decke und das Kissen für den Kopf, dessen Umrandung mit Spitze eingefaßt worden war, aber das Wichtigste sah sie nicht.

Das Bett war leer.

Von Godwin de Salier fehlte jede Spur!

***

In diesem Moment wurde der Henkerin klar, daß sie einen Fehler begangen hatte, doch sie konnte sich nicht daran erinnern, was dieser Fehler gewesen war. Sie hatte alles gut geplant. Niemand konnte etwas geahnt haben, es war unmöglich gewesen, und ihr Mann hatte ja auch im Bett gelegen.

Warum nicht sein Freund? Was hatte ihn dazu getrieben, den Schlaf nicht anzutreten?

Carlotta wünschte sich jetzt Licht herbei, um alles besser sehen zu können, aber das war nicht möglich. Sie hätte es nicht zaubern können, sie hatte sich auf ihren Freund, die Dunkelheit, verlassen und mußte zugeben, daß sie nicht mehr auf ihrer Seite stand.

Was tun?

Das Zimmer durchsuchen? Wieder verschwinden? Für immer das Schloß verlassen? Denn es konnte durchaus sein, daß der Bretone nach seinem Freund Ausschau halten wollte. Dann konnte er sich das Geschehen sehr schnell zusammenreimen.

Sie war nervös.

In diesem Zimmer kam sich Carlotta vor wie in einer Falle.

Zumindest Godwin hatte alles geahnt oder gewußt. Er war vorsichtiger gewesen als Don Alfonso und hatte sich aus dem Staub gemacht. Sicher war sicher.

Oder?

Während die Henkerin überlegte, ließ sie ihre Blicke durch das dunkle Zimmer schweifen. Sie erfaßte auch das offenstehende Fenster, dem ein Balkon angeschlossen war.

Plötzlich schimmerten ihre Augen. Der Balkon wäre eine Fluchtmöglichkeit gewesen. Zumindest für einen gelenkigen Kletterer, denn er hätte sich nur eben in die Höhe zu hangeln brauchen, um das nächste Gitter zu erreichen. Von dort hätte er sich dann auf den zweiten Balkon hochschwingen können und wäre einem der kleinen Anbaudächer näher gewesen. Von dort hätte er auf die Mauer springen und über die Außentreppe laufen können. Ein zwar beschwerlicher Weg, aber ein möglicher Weg.

Carlotta war sicher, daß es so abgelaufen war. Sicherheitshalber wollte sie nachschauen und bewegte sich deshalb auf den Balkon zu. Er war nicht sehr breit und hatte eine halbkreisförmige Brüstung, die sich nach außen wölbte.

Das Fenster und damit der Zutritt reichte bis zum Boden. Beide Flügel standen offen, der warme Wind wehte in den Raum und streichelte das Gesicht der Frau.

Sie konnte sich nicht darüber freuen. Ihr Herz schien riesengroß geworden zu sein. Es schlug nicht mehr, es hämmerte regelrecht. Carlotta kannte das.

Es trat immer dann ein, wenn eine für sie lebenswichtige Entscheidung kurz bevorstand.

So wie jetzt!

Sie atmete tief durch die Nase. Das Geräusch hörte sich scharf an. Sie schwitzte. Ihr Gesicht glänzte wie unter einem schweißigen Film. Den Mund hatte sie verzogen. Er zeigte kein Lächeln, sondern mehr ein angespanntes Grinsen.

Es war warm im Raum, aber ihr wurde plötzlich kalt. Dieses Gefühl rann ihr über den Rücken, und als sie die offenstehende Tür erreicht hatte, blieb sie auf der Schwelle stehen.

Der Blick glitt nach draußen.

Da lag die Welt umrahmt von der nächtlichen Finsternis. Das Meer war nicht zu sehen, nur noch zu hören. Hier glitten ihre Blicke über die dunkelgewordenen Felsen hinweg, die wie bucklige Urzeittiere wirkten, die sich zum Schlafen gelegt hatten.

Es war eine grandiose Landschaft. Wunderschön geformt, für viele Menschen das Himmelreich auf Erden, das unter einer südlichen Sonne lag. Nun aber drückte die Nacht die blauschwarze Finsternis gegen die Erde, und der Himmel hoch über Land und Meer zeigte nur

hin und wieder Lücken.
Durch eine schaute der fast volle Mond. An anderen Stellen schimmerte das Licht der Sterne.
Eine wunderschöne Nacht, aber Carlotta konnte ihr kaum etwas abgewinnen. Sie dachte an ihr eigenes Schicksal und auch an ihr Leben danach. Es mußte eines geben, es mußte weitergehen, und endlich würde sie bestimmen können, wie es lief.
Das Ende der Waffe zeigte zu Boden. Sie hielt den Griff so fest, als hätte sie Angst davor, daß ihr die Machete aus den Fingern rutschen könnte.
Der nächste Schritt.
Sie stand auf dem Balkon.
Wieder ging sie vor.
Ein dritter Schritt würde sie bis an die halbrunde Brüstung heranbringen, soweit kam sie nicht.
Sie sah den Mann nicht, sie roch ihn.
Ja, man konnte einen Menschen riechen, und in diesem Fall strömte der Geruch von der linken Seite auf sie zu.
Sie drehte den Kopf.
Carlotta hatte Pech, denn sie kam nicht mehr dazu, ihre Waffe zu heben. Aus dem Schatten der Mauer schob sich etwas Langes, Blitzendes hervor. Kein Schwert, viel dünner, doch an seinem Ende auch spitzer. Sie wußte, daß de Salier eine derartige Waffe oft bei sich trug, und jetzt drückte die Spitze genau gegen ihren Hals.
»Da bist du ja endlich«, sagte er…

***

Die Worte gefielen ihr nicht. Sie konnten ihr einfach nicht gefallen, denn sie bewiesen, daß er zumindest einen Teil ihres Plans durchschaut hatte und sie ihm praktisch in die Falle gelaufen war.
Carlotta stand unbeweglich. Den Kopf hatte sie leicht nach hinten gedrückt. Das Blut ihres Mannes roch sie nach wie vor und glaubte auch, es zu schmecken.
Oder war es ihr Blut? Hatte sie sich nicht vor Schreck auf die Zunge gebissen?
Die Henkerin kam nicht mehr zurecht. Die Furcht legte sich wie ein Nebel auf ihre Gedankenwelt und drückte sie immer mehr zusammen. Kälte und Hitze strömten in ihren Körper, wo sie sich verteilten. Wieder hörte sie ihr eigenes Herz überlaut schlagen. Die Echos glichen denen von Hammerschlägen, die immer wieder gegen die Rippen pulsierten. Auch hatte sie Mühe, normal stehenzubleiben. Das Zittern war einfach zu stark geworden, und hinter den Augen spürte sie einen gewissen Druck.
Die Gestalt des Godwin de Salier war nicht genau zu erkennen. Er

stand noch so, daß der Schatten der Mauer ihn verschleierte. Der Mann schien daran festzukleben, und aus dem Dunkel hörte sie auch seine zischelnde Frage. »Was hast du mit Alfonso getan, du Teufelsweib?«

Reiß dich zusammen, dachte sie.

Reiß dich nur zusammen, dann laufen die Dinge wie von allein. Ich habe etwas getan, aber er weiß es nicht. Also kann ich der Antwort noch entgehen. Das wird alles klappen, da bin ich mir sicher.

»Nichts habe ich getan. Gar nichts.«

»Und was wolltest du dann von mir?«

Sie lächelte, denn sie dachte daran, daß er ihre Waffe noch nicht entdeckt hatte. Carlotta hatte sie auch fest gegen den Stoff an ihrem rechten Bein gedrückt.

»Von dir?« fragte sie und lächelte katzenhaft. »Was soll eine Frau schon von einem Mann wollen, wenn sie in der Nacht zu ihm ins Zimmer geht? Muß ich es dir sagen?«

»Nein, das brauchst du nicht. Ich weiß Bescheid. Auch Alfonso wußte Bescheid und hat mich deshalb gewarnt.«

»Was wußte er?«

»Daß du treulos bist.«

»Ach ja?«

»Stimmt es, oder stimmt es nicht?«

Carlotta gab noch keine Antwort. Sie spürte, daß an ihrem Hals entlang ein Blutstropfen seine Bahn zog und im Stoff ihrer Kleidung versickerte.

»Nimm die Waffe weg, dann werde ich dir Antwort geben.«

»Nein!«

Die Henkerin schnaufte durch die Nase. »Gut, wenn du es unbedingt wissen willst, ja, ich bin treulos. Ich habe eben etwas in meinem Blut, gegen das ich nicht ankann. Mein Mann hat es nicht gewußt, und ich habe einen Fehler begangen, als ich ihn heiratete. Ich hatte mir alles so wunderbar vorgestellt, doch jetzt ist es vorbei. Es ist alles gelaufen. Mein Mann ist ein Idiot, er ist ein Schwächling. Er hat es einfach nicht gebracht, eine Frau wie mich zu halten. Kannst du das nicht verstehen? Mein Blut kochte, und es kocht auch jetzt, por dios!«

»Das weiß ich, denn ich habe es an deinen Blicken erkannt. So wie du Männer angeschaut hast, machen es keine normalen Frauen, sondern Hexen. Ja, Hexen! Du bist eine Hexe, nicht nur dein Blut ist voll mit der wilden, ungezügelten Leidenschaft, du bist genau jemand, der auch dem Bösen sehr zugetan ist.«

Carlotta lachte. »Das stimmt genau. Dem Bösen zugetan. Ja, das bin ich, Amigo.«

»Ich dachte es mir. Und dein Mann hat es sich auch gedacht. Allein kam er gegen dich nicht an, deshalb rief er mich zu Hilfe. Ich wußte,

daß du kommen würdest, ich habe es genau gespürt, und deshalb wollte ich auch nicht in meinem Bett liegen, sondern dich überraschen. Und das ist mir wohl gelungen.«

»Es stimmt.« Sie streckte den linken Arm aus. »Aber mußt du mich deshalb bedrohen?«

»Ich bedrohe dich, solange, wie ich es für möglich halte, verdammte Hure!«

»Dagegen kann ich dann wohl nichts machen - oder?«

»Nein, das kannst du nicht.«

»Und was willst du jetzt tun?«

»Das ist ganz einfach. Wir werden zu meinem Freund und deinem Mann gehen, und dort reden wir weiter. Du wirst ihm das sagen, was du auch mir gesagt hast, nur etwas genauer, denn er hat einfach das Recht, alles zu wissen, wenn du verstehst.«

»Aber er schläft.«

»Dann werden wir ihn wecken.«

Carlotta schielte auf die Klinge, die sie wie einen schimmernden Schatten sah. Dann bewegte sie leicht ihren Kopf. Ein Zeichen, daß sie damit einverstanden war.

»Dreh dich um!« befahl er.

»Was geschieht dann?«

»Dreh dich erst mal um!«

»Aber die Spitze…«

»Ich werde sie wegnehmen.«

Der Bretone hielt sein Versprechen, er zog seine Stichwaffe zurück und Carlotta drehte sich. Aber die tat es so, daß er ihre Waffe nicht entdecken konnte. Die Klinge wurde noch immer vom Stoff des weiten Rocks verdeckt.

De Salier schaute auf ihren Rücken. Und er sah, daß Carlotta den Kopf leicht drehte. »Ich möchte wissen, was ich jetzt tun soll.«

»Ganz einfach. Du gehst durch das Zimmer und verläßt es durch die normale Tür. Den Weg zum Zimmer deines Gatten kennst du ja.«

»Was soll ich ihm sagen?«

»Das werden wir bereden, wenn wir dort sind.«

»Gut, du hast die Waffe.«

»Si, und daran solltest du immer denken, Hexe!«

Er hatte das letzte Wort so haßerfüllt ausgestoßen, daß Carlotta sofort an die Inquisition und auch an die schrecklichen Folterqualen dachte. Aber sie dachte auch daran, was geschehen würde, wenn er plötzlich seinen toten und geköpften Freund im Bett liegen sah. Dann würde er einfach durchdrehen, das standfest.

»Geh jetzt!«

Carlotta wußte, daß der Bretone hinter ihr stand. Aber etwas hatte sich verändert. Er bedrohte sich nicht mehr so direkt, denn sie spürte

den Druck der Spitze nicht mehr in ihrem Rücken. Da war einiges anders geworden, sie würde sogar reagieren können, wenn sie schnell war.

Und sie war schnell!

Carlotta wirbelte herum, und sie riß während dieser Bewegung ihren rechten Arm hoch, den sie blitzartig wieder nach unten sausen ließ. Plötzlich funkelte der Waffenstahl auf, und das klirrende Geräusch, das entstand, als beide Waffen gegeneinanderprallten, ging in Carlottas Gelächter unter.

Sie hatte einen Erfolg erreicht. Durch die Wucht des Aufpralls war dem Bretonen die eigene Waffe aus der Hand geschleudert worden. Sie lag jetzt irgendwo auf dem Balkon.

Carlotta aber besaß noch ihre Machete, und sie wartete auf einen zweiten Kopf…

***

Vielleicht wäre alles ganz anders gekommen, hätte sie sofort nachgesetzt, aber sie war von ihrem eigenen Erfolg so überrascht worden, daß sie zunächst zögerte.

So bekam der Bretone die Chance, zunächst einmal zurückzuweichen, aber er schaffte es nicht, seine verloren gegangene Waffe zu fassen, die lag irgendwo auf dem Boden des Balkons im Schatten.

Carlotta kam trotzdem. Sie spornte sich selbst mit einem fauchenden Laut an, als sie sich auf denn zurückweichenden Mann warf und dabei mit der Machete zuschlug. Sie führte die Waffe von oben nach unten, als wollte sie Godwin zerhacken.

Der wuchtete sich zur Seite. Er wußte selbst, daß er wahnsinniges Glück haben mußte, um in dieser Enge unverletzt davonzukommen. Hier war alles anders, zudem machte die Frau einen entschlossenen Eindruck.

Sie fluchte wild, als die Klinge über das halbrunde Gitter schabte, aber ihr Ziel nicht erwischte.

Sofort trat sie zurück und hob die Machete erneut an.

Die Henkerin war zu einer Furie geworden, die das Blut sehen wollte, und wieder wuchtete sie die Klinge nach unten.

De Salier hatte sich darauf einstellen können. Hätte die Frau eine Hose getragen, wäre er ihr auf dem engen Balkon wohl nicht entkommen. So aber tat er genau das Richtige. Er lag auf dem Boden und hatte in einem günstigen Augenblick die Hände ausgestreckt. Mit den Fingern bekam er den Saum des Rockes zu fassen, er riß daran und zerrte Carlotta um.

Es geschah, als sie zuschlagen wollte.

Als sie kippte, verlor sie die Übersicht. Plötzlich tanzte ihre Machete

in der Luft. Sie war zu einem wirbelnden Reflex geworden, und Carlotta war aus dem Gleichgewicht geraten.

Sie schrie wütend auf. Die Machete schlug einen Halbkreis, aber sie traf kein Ziel. Schließlich rutschte sie mit der Klinge an der Mauer entlang, wo sie helle Streifen hinterließ.

Godwin wartete nicht erst ab. Er griff sofort an. Aus seiner liegenden Haltung hervor wuchtete er sich hoch, und er sprang das Teufelsweib einfach an.

Beide prallten zusammen.

De Salier hatte seine Fäuste eingesetzt. Er nahm keine Rücksicht mehr, und der Hieb drosch die Frau zurück bis gegen das Geländer. Es reichte ihr bis zur Hüfte und hätte ihren Sturz auch abgefangen, aber de Salier war wieder schneller.

Sofort umfaßt er die Beine der Henkerin.

Mit einer Handbewegung hob er ihren Oberkörper an, und einen Moment später kippte sie nach hinten.

Diesmal hielt sie kein Gitter mehr.

Carlotta rollte förmlich darüber hinweg. Sie ruderte mit den Armen, sie fluchte und ließ auch ihre Waffe los, die zuerst den Weg in die Tiefe antrat.

Die Frau folgte ihr eine Sekunde später.

Da war Godwin bereits auf den Beinen, stand am Gitter, die Hände aufgestützt.

Er schaute in die Tiefe.

Es war nicht so dunkel, als daß er Carlotta nicht hätte fallen sehen. Sie segelte in die Tiefe, der Wind stieß von unter her gegen ihren Rock und wallte ihn hoch.

Und sie schrie.

Zuerst war es nur ein Schrei, der schnell abbrach, und dann hörte der Mann die Worte, den Fluch, die Verwünschung. Sie sprach vom Teufel und seinen Mächten, die ihr zur Seite stehen würden, und sie verfluchte dabei ihren Mörder.

Die Stimme wurde nicht einmal leiser. Die Fallende holte noch einmal alles aus ihrem Körper heraus, dann war es vorbei.

Ein Aufprall zwischen den Felsen auf hartem, steinigen Untergrund. Wer aus dieser Höhe fiel, überlebte nicht, das wußte auch Godwin de Salier, und er wandte sich ab.

Er hob seine Waffe auf, steckte sie in die Scheide. Sein Gesicht war ausdruckslos. Er zitterte nicht mal, aber er wußte, daß dies noch kommen würde, und so ging er freiwillig den Weg zum Schlafzimmer seines Freundes Alfonso.

Er wollte nicht denken, er machte sich auch keine Vorstellungen, obwohl er Schlimmes ahnte. Er ging wie jemand, der kein Mensch mehr war, und betrat den Raum, ohne zuvor angeklopft zu haben.

Auf der Stelle blieb er stehen.
Der Bretone kannte sich aus. Er hatte auf vielen Schlachtfeldern gekämpft, und deshalb wußte er auch, wie das frische Blut eines Menschen roch.
So wie in diesem Raum!
Sein Herz schlug noch schneller. Kälte und Hitze wechselten sich bei ihm ab. Der Schweiß rann über sein Gesicht. Obwohl er es eigentlich nicht wollte, trat er sehr nahe an das Bett heran.
Dort lag sein Freund.
Und Godwin de Salier mußte erkennen, daß es zwischen dem Kopf und dem Körper keine Verbindung mehr gab.
Plötzlich überflutete ihn die Furcht. Auch bedingt durch die Vorstellung dessen, welches Schicksal ihm zugedacht worden war. Auch er hätte geköpft werden sollen.
Godwin sank auf die Knie.
Er hielt sich an der Bettkante fest, senkte den Kopf und weinte bitterlich…

***

Bei Sonnenaufgang hatte der Bretone gepackt und das Schloß verlassen. Er war zu den Stallungen gegangen, wo sein Pferd stand. Mit dem verschlafen wirkenden Knecht wechselte er kein Wort, als er die Decke über den Rücken seines Tieres legte. Dann stieg er auf und verließ das Blutschloß der d'Arroyos.
Es war vorbei. Don Alfonso gab es nicht mehr, und es gab auch nicht mehr die Freundschaft zwischen ihnen. Alles war so anders geworden, so schrecklich, und er ritt zitternd in die morgendliche Kühle hinein. In seinem Gesicht rührte sich nichts. Er wußte, daß diese widerliche Frau tot war, aber er hatte den Fluch nicht vergessen, und er hatte sich zudem vorgenommen, den Leichnam noch einmal zu kontrollieren.
Den Weg durch die Klippen kannte er gut. Er hielt sich schon einige Tage in dieser Gegend auf, er hatte sie zusammen mit seinem Freund erkundet. Sie hatten auch im Meer gebadet.
Es waren so herrliche Tage gewesen, auch wenn sich Don Alfonso manchmal bedrückt gezeigt hatte.
Nicht zu Unrecht, wie Godwin jetzt wußte.
Er schaute zum Schloß zurück, das sich hoch über ihm türmte. Er sah auch den kleinen Balkon, der zu seinem Zimmer gehört, und nun wußte er, wo er suchen mußte.
Das Personal würde im Laufe des Tages die Leiche ihres Herrn entdecken, und der Stallknecht würde sich daran erinnern, wer da weggeritten war. Sie würden ihn für den Mörder halten und vielleicht auch jagen, aber das war ihm egal. Er würde wieder nach Norden

reiten, um irgendwann seine Heimat zu erreichen. Er war auch in den Süden gekommen, um zu lernen, denn der spanische Einfluß war zu dieser Zeit bedeutend gewesen.

Der Bretone ritt an einem kleinen Strandabschnitt entlang. Das Wasser rollte in schaumigen Wellen heran, spritzte über die kleinen Steine und umspülte auch die Beine seines treuen Reittieres. Der Himmel zeigte noch das starke Rot des anbrechenden Morgens, und Godwin kam er vor wie mit Blut gefüllt.

Sehr bald schon mußte er sein Pferd stehenlassen, da ihm die Felsen den Weg versperrten. Sie reichten direkt an das Wasser heran. Der Mann stieg ab, gab seinem Tier einen Klaps und setzte seinen Weg zu Fuß fort. Er tauchte in einen breiten Felsenspalt ein, der ihn zu seinem Ziel hinführen würde.

Er bewegte sich schlangengleich an den vorspringenden Nasen vorbei, kletterte über Geröll hinweg, schaute hoch zur Burg, die von den ersten Sonnenstrahlen wie Flammenspeere getroffen wurde, und suchte anschließend weiter.

Er wollte sich die Leiche ansehen. Er wollte überprüfen, ob sie auch wirklich tot war.

Der seichte Morgenwind trieb ihm einen bestimmten Geruch in die Nase, mit dem er nicht zurechtkam. Es roch so ähnlich, als hätte jemand ein Feuer entfacht. Aber es roch nicht nach Kohle oder Holz, sondern anders, ganz anders.

Er beeilte sich. Sicherheitshalber zog er sein schmales Schwert, drückte sich mit dem Rücken an einer schon warmen Felsnase vorbei und bekam dann freie Sicht.

Godwin de Salier blieb stehen wie von einem Rammbock getroffen. Er hatte mit einigen Überraschungen schon gerechnet, aber nicht mit dem, was er tatsächlich sah.

Vor ihm lag Carlotta.

Der Zufall hatte sie so aufschlagen lassen, daß sie in einer Mulde ihren Platz gefunden hatte.

Sie lag da, als wäre sie regelrecht zusammengeschlagen worden, wie von einem schweren Gegenstand zerdrückt. Das war an sich natürlich bei einem Aufprall aus einer derartigen Höhe.

Etwas anderes störte den Beobachter viel mehr.

Es war der dünne Rauch, der vom Körper aus in die Höhe stieg und vom Wind weggetrieben wurde.

Vom Körper?

Ja, es war ein Körper, noch war es das. Die Kleidung war bereits verkohlt, und in der Nacht waren die federleichten schwarzen Reste in alle Winde zerstreut worden. Jetzt lagen nur mehr Klumpen dort, und darunter die Tote.

Auch sie war von innen her verkohlt. Das Feuer hatte ihre Muskeln,

ihr Herz, die Nieren, den Magen und alles andere in Mitleidenschaft gezogen und sie zu schwarzen Klumpen gemacht. Die Haut lag dort wie dünnes Papier, aber angebräunt und ebenfalls leicht verkohlt. Das Gesicht war kaum zu erkennen, denn das Feuer hatte es ebenfalls von innen zerfressen.

Er wandte sich ab.

Er ging einige Schritte von der Fundstelle weg, um sich auf einen vorspringenden Felsblock zu hocken. Dort blieb er sitzen und schüttelte den Kopf.

Der Bretone kam nicht damit zurecht, was hier passiert war. Es wollte ihm einfach nicht in den Kopf. Es war wider die Natur, und er wußte nicht was er denken sollte.

Aber Godwin de Salier erinnerte sich wieder an den Fluch, den die in die Tiefe fallende Frau ausgestoßen hatte. Sie hatte vom Teufel gesprochen und von der Hölle. So ging er davon aus, daß sie mit beiden im Bunde stand.

Wenn er darüber nachdachte, fing er an zu frieren, und es schüttelte ihn durch.

Auch die Angst kehrte zurück. Nur war es keine unmittelbare Angst, die ihn selbst betraf, sondern mehr vor der Zukunft und damit vor dem Fluch.

Für ihn gab es nur eine Möglichkeit. Er mußte auf der Stelle dieses Land verlassen, zurück in seine Heimat reiten und versuchen, das Grauen zu vergessen.

Der Bretone stand auf. Er ging zu seinem Pferd, das treu auf ihn gewartet hatte.

Dann stieg er in den Sattel und ritt an. Das Land der Iberer wollte er so schnell wie möglich vergessen…

***

Jahrhunderte später.

London, die quirlige Millionenstadt, stöhnte unter der Hitze. Nicht nur die Menschen schienen zu schwitzen, auch die Gebäude sonderten ihren Schweiß ab, zumindest kam es mir so vor, und es war der Beginn der Ferien, und ich hoffte, daß auch mal die Dämonen oder Verbrecher eine Sommerpause einlegten.

Von meinen Trip ins Jenseits hatte ich mich körperlich wieder erholt, seelisch weniger, denn immer wieder mußte ich darüber nachdenken, was passiert wäre, wenn es Nathan gelungen wäre, einen Tunnel von der Hölle ins Paradies herzustellen.

Es war ihm nicht gelungen. Das hatten Suko, Jane Collins, Sir James und auch Professor Benson zu verhindern gewußt, und nach dieser großen Tat war für uns erst einmal Pause.

Darauf hatte Sir James bestanden und seine beiden Mitarbeiter in

Urlaub geschickt.
Urlaub!
Ja, ich hatte Urlaub!
Für alle, die es nicht glauben können oder denken, sich verlesen zu haben, noch einmal: *Ich hatte Urlaub!*
Plötzlich, von einem Augenblick auf den anderen, was mich natürlich überrascht hatte. Man macht immer Pläne, wenn man keinen Urlaub hat. Dann denkt man darüber nach, wohin man fahren kann, wenn es soweit ist. Auch ich bildete da keine Ausnahme, nur als es mich so plötzlich erwischte, da hatte ich alles vergessen.
Nicht so mein Freund Suko.
Der hatte zwar nicht äußerlich, aber innerlich gejubelt und war am nächsten Tag schon in den frühen Morgenstunden nach Ibiza gestartet. Last minute. Er und Shao hatten sich gefreut, und ich wußte nicht mal, in welchem Hotel die beiden abgestiegen waren. Für eine Woche wollten sie ihre Ruhe haben.
Zu den Profiurlaubern gehörte ich nicht. Es fehlte mir nicht an Phantasie, mir vorzustellen, wohin ich reisen könnte, nur schaffte ich es nicht, das in die Tat umzusetzen. Sollte ich in die Berge, sollte ich ans Meer? Sollte ich Jane mitnehmen oder allein fahren?
Ich grübelte, und ich grübelte eigentlich zu lange, denn das Schicksal hatte die Weichen anders gestellt.
Nein, keine Dämonen, keine bösartige Attacke aus der Hölle. Das alles traf nicht zu, obwohl es normal gewesen wäre. Etwas anderes traf mich völlig überraschend.
Es war ein Besuch aus einem fremden Land, und dieser Besucher zählte zu meinen Freunden.
Abbé Bloch aus Alet-les-Bains, der sein Refugium dort verlassen hatte, um sich in London umzuschauen. Er bat mich darum, mir bei Gelegenheit als Fremdenführer zur Verfügung zu stehen. Allerdings nicht so sehr ihm, sondern einem Mann, den wir einmal aus dem Mittelalter in die Neuzeit geholt hatten. Er stammte aus der Bretagne, war ein Templer gewesen und hieß Godwin de Salier.
Er lebte seit einigen Monaten im Kloster der Templer, in Frankreichs Süden. Die Brüder hatten sich sehr um ihn gekümmert und ihn behutsam auf das moderne Leben vorbereitet, damit es ihm gelang, auch mit den Errungenschaften der Technik umzugehen.
Jetzt hatte der Bretone so viel gelernt, um mit ihm Reisen machen zu können, und Abbé hatte sich für London entschlossen.
London im Sommer.
Die Stadt in der Hitze.
Die Stadt, die kochte!
Ich hatte es ihm nicht gesagt und mich natürlich gefreut, ihm auch erklärt, daß ich Urlaub hätte und mich um sie kümmern konnte, was

den Abbé natürlich unwahrscheinlich gefreut hatte. Allerdings wollte er nicht immer bei mir bleiben, sondern mit seinem Schützling auch allein durch die Stadt ziehen.

Ich hatte nichts dagegen, aber es war doch anders gekommen. Die schwüle Hitze hatte dem Abbé arg zugesetzt, und er hatte schon am zweiten Tag schlappgemacht. Für ihn war das Hotelzimmer wichtig, in das er sich zurückziehen konnte, denn dort gab es einen Klimaanlage. Er hatte schon davon gesprochen, wieder zurück nach Frankreich zu fahren. Ich hatte mich entschlossen, den Fremdenführer zu spielen, so war mein Urlaub wenigstens sinnvoll ausgefüllt, und in den folgenden zwei Tagen waren Godwin de Salier und ich immer unterwegs. Ich mußte die Energie und den Wissensdurst des Mannes einfach bewundern. Er interessierte sich für alles und fragte mir Löcher in den Bauch.

Wir waren in die Museen gepilgert und waren mit der U-Bahn kreuz und quer gefahren.

Aber wir hatten uns nicht nur in der City aufgehalten, sondern auch in den Randbezirken. So hatte der Bretone Schloß Windsor ebenso gesehen wie den Buckingham Palast.

Ihm war es wirklich gelungen, sich der neuen Gegenwart anzupassen. Er hatte in der kurzen Zeit bei den Templern sehr viel gelernt, nur Autofahren konnte er noch nicht, das aber würde er auch noch packen. Auch sah er in seinem weißen, weit geschnittenen Hemd, den blauen Jeans und dem kurzgeschnittenen, dunkelblonden Haar aus wie einer von Tausenden anderen Menschen in London auch. Sein Gesicht schien sich auch verändert zu haben. Er trug keinen Bart mehr, er war nicht mehr erschöpft, die Verletzung von damals war auskuriert, und das etwas kantige Gesicht mit den blauen Augen und der geraden Nase zeigte einen natürlichen, offenen Ausdruck. Auch die leicht gebräunte Haut stand ihm gut, und Londons Hitze schien ihm nichts auszumachen.

Am dritten Tag hatten wir uns die City vorgenommen, allerdings nicht die Museen, sondern die Straßen und Passagen der großen Konsumverführungen, wo alles in den Schaufenstern ausgestellt war, was der Mensch brauchte oder auch nicht.

Der Abbé hätte mehr als einmal säuerlich den Mund verzogen, nicht so Godwin. Er war begeistert von den Waren, die hier angeboten wurden, aber auch überwältigt, und so bat er gegen Mittag um eine Pause, was mir sehr recht war.

Wir hatten uns in eine Passage verdrückt, wo die Cafés und Kneipen mit Klimaanlagen ausgerüstet waren und man nicht dauernd schwitzte.

Wir saßen an einem runden Tisch mit gelber Platte, die als Sonne gelten sollte, streckten die Beine aus und wirkten ziemlich erschöpft.

»Ich bin dir eine Last, John, wie?«

»Nein, gar nicht.«

»Aber du könntest dich jetzt hinlegen, deinen Urlaub genießen, dich in der Sonne aalen, wo das Meer…«

Ich winkte ab. »Ist mir zu heiß.«

»Ja, der Sommer ist mal wieder schlimm.«

»Stimmt.«

»Was trinkst du?«

Ich überlegte nicht lange. »Ein wunderbares, herrliches, gut gekühltes Bier. Ein Weizenbier aus Bayern, denn das haben sie hier tatsächlich.«

Godwin bekam leuchtende Augen. »Wie schmeckt das denn?«

»Kann ich dir nicht sagen, Godwin. Du solltest es probieren.«

»Einverstanden.«

Bei einer jungen Bedienung bestellten wir das Bier und warteten ab. Die Kühle hier tat gut, das wußten auch andere Gäste, denn das Lokal war beinahe voll. Die beiden Kellnerinnen hatten alle Hände voll zu tun, aber sie machten ihre Sache gut, denn unser Bier kam ziemlich schnell, und der Schaum zischelte noch leise.

»Das ist aber eine Menge«, sagte der Bretone.

»So muß es auch sein.« Ich hob das Glas an, an dessen Außenseiten Kondenswasser entlangrann.

»Zum Wohle, sage ich mal.«

»Ja, gern.«

Wir tranken, und wir genossen beide, was ich mit einem Blick auf Godwin feststellen konnte. Als er das Glas schließlich absetzte, da zeigte sein Mund ein breites Lächeln, und Godwin nickte mir einige Male zu. »Du hast recht gehabt, John, wirklich, recht gehabt. Dieses Bier ist eine Wohltat.«

»Ich weiß Bescheid.«

»Trinkst du gerne Bier.«

»Eigentlich schon, vor allen Dingen, wenn es heiß ist.«

»Dann immer?«

Ich grinste und kolportierte nicht den bekannten Werbespruch, den ich aus dem deutschen Fernsehen kannte, sondern nickte nur.

»Daran könnte ich mich auch gewöhnen.« Er schmunzelte. »Ich denke, daß dem Abbé das Bier ebenfalls schmecken würde.«

»Das ist durchaus möglich.«

»Tja.« Er schaute sich um, und in seine Augen trat ein bestimmtes Leuchten. »Wenn ich mir so die Frauen hier anschaue und sie mit denen vergleiche, die ich aus meiner Zeit kenne, so kann ich nur sagen, daß man das überhaupt nicht vergleichen kann. Die sind so anders geworden, die sind mir nicht fremd, denn Frauen bleiben Frauen, aber ihre lockere Kleidung ist schon gewöhnungsbedürftig.«

»Gefällt sie dir denn?«
»Da fragst du noch?«
»Na ja, mancher regt sich darüber auf.«
»Dann ist er kein Mann, John.«
»Stimmt auch wieder.« Der Bretone verblüffte mich wieder einmal mit seiner simplen aber durchaus treffenden Logik, und er nahm auch den zweiten und dritten Schluck mit Genuß. Als er das Glas abstellte, drehte er sich mir zu. »Soll ich dir mal was sagen, John?«
»Wenn du willst.«
»Ja, das will ich.« Es war ihm ernst, das sah ich ihm an. »Hier gefällt es mir sehr gut. Sogar wunderbar.« Er schaute einer jungen Frau nach, die ein sehr kurzes, geblümtes Sommerkleid trug, das auch oben sehr locker um ihren Körper fiel, so daß die Brüste bei jedem Schritt wippten.
Ich räusperte mich, und er der Bretone verrenkte sich fast den Kopf. »Was hast du damit gemeint, daß es dir hier gut gefällt? Meinst du dieses Café?«
»Das auch.«
»Und weiter…«
»Alles hier in deinem Land, in deiner Stadt. Ich sehne mich nicht zurück.«
»Aha«, sagte ich und schnippte mit den Fingern. »Das wird dem Abbé kaum gefallen.«
»Du wirst doch nicht petzen.«
»Nein, das auf keinen Fall. Wenn schon, dann mußt du es ihm wirklich persönlich sagen.«
Er schüttelte den Kopf. »Das werde ich nicht, John, auf keinen Fall. Er und die Templer haben viel für mich getan, ich bin ihnen etwas schuldig, werde auch bei ihnen bleiben, aber man kann ja auch gewisse Träume haben.«
»Sicher, die hat wohl jeder von uns. Ich würde sagen, daß der Abbé schon irgendwann etwas merkt und die richtigen Schlüsse zieht. Ich denke, daß er dich dann für bestimmte Aufgaben einsetzen wird. So könnte es durchaus sein, daß du mal ins Ausland geschickt wirst. Du lernst andere Länder und Städte kennen, so daß du Vergleiche anstellen kannst.«
De Salier verengte die Augen. Er war skeptisch und fragte nur: »Meinst du?«
»Bestimmt.«
»Was macht dich denn so sicher?«
Ich mußte lachen. »Ich kenne den Abbé, und ich weiß genau, was er sich vorgenommen hat. Er sucht immer wieder gute Männer im Kampf gegen das Böse, und du wirst einer seiner besten Leute werden. Daran glaube ich felsenfest.«

»Gesagt hat er es mir noch nicht.«
»Das wird noch kommen.«
Er hob die Schultern und griff zu seinem Glas. Noch war das Bier kalt, und er trank den Rest mit einem gewaltigen Schluck, als hielte er ein Füllhorn in der Hand, dessen Inhalt er in die Kehle schießen ließ. Das leere Glas stellte er wieder weg.
»Noch ein Bier?« fragte ich.
»Nein, auch wenn es mir schmecken würde. Aber darauf möchte ich jetzt verzichten.«
»Gut, Godwin. Kommen wir zu einem anderen Thema. Wie hast du dir den Fortlauf des Tages vorgestellt? Möchtest du noch etwas Bestimmtes sehen? Sollen wir in Museen gehen oder Madame Tussod's Wachsfigurenkabinett besuchen?«
»Keines von dem.«
»Schön, was dann?«
»Das überlasse ich dir.«
Ich konnte das Lachen nicht unterdrücken. »Du stellst mich mal wieder auf die Probe. London ist groß, und wir haben ja so gut wie nichts gesehen. Da kann ich mir aussuchen…«
»So meine ich das nicht.«
»Wie dann?«
»Wir sollten uns einen gemütlichen Nachmittag machen. Du hast schließlich Urlaub.«
»Das stimmt. Wie stellst du dir diesen Nachmittag denn vor?«
»Nun ja, wir könnten uns etwas zu lesen kaufen und uns in das Hotel zurückziehen. Heute morgen ging es dem Abbé besser, er telefonierte schon wieder. Er wird sicherlich sauer sein, wenn wir ihn nicht besuchen.«
»Da könntest du recht haben.«
»Wie ist es? Gehen wir hin?«
Ich nickte.
»Wunderbar.«
»Was zieht dich so ins Hotel?«
De Salier lächelte etwas verlegen. »Ich kenne diese Art von Herbergen nicht. Als ich zum erstenmal eintrat, da hat es mich schon begeistert, das muß ich dir sagen.«
»Kann ich verstehen. Später gewöhnt man sich an gewisse Dinge, das ist auch wahr.«
»Klar. Aber man kann es dort doch sicherlich aushalten.«
»Bestimmt.«
»Dann brauche ich noch etwas zu lesen. Ich habe ja mit dir nicht darüber gesprochen, aber mir ist diese Flut von Zeitschriften aufgefallen, die ich so gar nicht kenne. Ich muß mir unbedingt welche kaufen.« Er griff in die Tasche und holte einige Geldscheine hervor.

»Das wird doch reichen, denke ich.«

»Bestimmt«, sagte ich und denn es waren mehr als hundert Pfund.

»Bleibst du währenddessen hier sitzen? Ich bin gleich wieder zurück. Das Geschäft liegt gleich gegenüber.«

»Ja, ich warte.«

Godwin de Salier stand auf und verschwand. Ich mußte lächeln, als ich hinter ihm herschaute. Es war schon beeindruckend, wie rasch er sich in der neuen Zeit mit der völlig veränderten Welt zurechtgefunden hat. Nach ersten Anlaufschwierigkeiten war er beinahe hundertprozentig integriert, und den Rest würde ihm der Abbé auch noch beibringen.

Bloch mochte den Mann aus dem Mittelalter, das hatte er mir mal gesagt. Und er hatte hinzugefügt, daß er ihn möglicherweise zu seinem Stellvertreter machen wollte, wenn alles geklappt hatte. Aber das würde die Zeit ergeben.

Ich bestellte noch eine Flasche Wasser. Die Kellnerin brachte mir die Flasche schnell und stellte auch das kleine Glas daneben. Sie wollte einschenken, doch ich winkte ab. »Lassen Sie mal, das mache ich schon. Ich hätte aber ungern die Rechnung.«

Sie war irritiert. »Ungern, Mister? War etwas nicht richtig.«

Ich schaute sie lächelnd an. »Alles war perfekt, meine Liebe. Aber wer zahlt schon gern oder wird gerne Geld los?«

Sie begriff und mußte lachen, so laut, daß sie sich sogar die Hand vor den Mund hielt. »Herrlich«, sagte sie schließlich, »das muß ich mir merken.«

»Tun Sie das.«

Godwin de Salier war noch nicht zurück. Er wühlte sicherlich in den Zeitschriften herum, denn die Auswahl war sehr groß. Auch ich fing allmählich an, diesen Urlaub zu genießen, und an irgendwelche Dämonen dachte ich nicht.

Ich schlürfte mein Wasser. Ein Bier wäre mir lieber gewesen, das aber wollte ich auf den Abend verschieben, wenn es nicht mehr so verdammt schwül und heiß war.

Godwin kehrte zurück. Den Stapel Zeitungen hatte er unter seiner rechten Arm geklemmt. Als er sich niederließ, brachte mir das Mädchen die Rechnung. Ich zahlte, legte ein Trinkgeld dazu, und sie entfernte sich lächelnd.

»Nun, was ist?«

Der Bretone blieb stumm, was mich schon verwunderte.

»Redest du nicht mehr mit mir?«

»Doch, John, doch, ich rede noch mit dir. Jetzt mehr als sonst, aber ich bin…« Er hob die Schultern.

»Verdammt, ich weiß nicht, wie ich es sagen soll.«

»Rede einfach drauflos.«

Er starrte auf die Zeitungen, die er auf den Tisch gelegt hatte. »Ich habe etwas gesehen, das hat mich wirklich umgehauen. Da ist - ich hätte mir die Zeitschrift ja nicht gekauft, aber ich sah das Titelbild und mußte zugreifen.«

»Zeig mal her!«

Er hob erst die anderen Zeitschriften weg, schaute sich dabei um, als wäre es ihm peinlich, mir die Illustrierte zuzuschieben. Er tat es, indem er die Hand auf sie legte, damit der größte Teil des Titelbildes verdeckt blieb.

Zwei Sekunden später starrte ich die Zeitung an.

Da hatte er sich wirklich ein Ding geholt. Sie hieß STARSEX, wurde für ein männliches Publikum gemacht und zeigte angeblich all das, was Männer mochten.

Ich blätterte sie auf, und die nackten Hintern und Brüste reckten sich mir entgegen.

»Das ist es nicht, John.«

»Was dann?«

»Das Titelbild.«

Ich hatte es bisher nicht so beachtet und schaute es mir jetzt genau an.

Da konnte man keinem der Redakteure einen Vorwurf machen, denn das Bild paßte zu dieser Zeitschrift wie die berühmte Faust aufs Auge. Es zeigte allerdings eine nicht ganz nackte Frau, und trotzdem war sie ein wilder Feger; ihr draller Körper war mit einem dünnen Stoff oder dünnem Leder bedeckt. Interessante Körperpartien blieben dabei unverhüllt. Auch in der Höhe des Bauchnabels gab es eine freie Stelle, dafür aber war das Gesicht mit zwei dünnen Streifen bedeckt, die allerdings die Augen- und die Mundpartie freiließen.

Trotz dieser Einschränkung konnte ich erkennen, daß das Gesicht der Frau einen wilden und beinahe kämpferischen Ausdruck hatte. Es wurde von einer mächtigen Mähne aus Haaren umgeben, und zum kämpferischen Ausdruck paßte auch die Waffe, die sie in der rechten Hand hielt, denn es war eine scharfe Machete.

Ich wußte nicht, was dem Bretonen so sauer aufgestoßen war. Das Bild paßte ins Konzept, und ich schob Godwin die Zeitschrift wieder rüber. »Nun ja, sie ist nicht eben jedermanns Geschmack, aber die Zeiten haben sich eben geändert.«

»Das weiß ich auch«, sagte er leise. »Ich bin auch nicht überrascht, daß es diese Art von Zeitungen überhaupt gibt, mir geht es dabei um etwas anderes.« Er tippte auf das Bild.

»Um was denn?«

»Ich kenne diese Frau.«

»Gratuliere, Godwin, alle Achtung!« Noch immer sah ich die Sache locker, änderte mein Verhalten allerdings, als ich sein Kopfschütteln

sah und auch den verzweifelten Blick der Augen. »Nein, nein, so darf man es nicht sehen.«

»Wie denn?«

Er flüsterte mir den nächsten Satz zu, und der haute mich beinahe vom Stuhl. »Ich kenne die Frau, weil ich sie vor einigen Hundert Jahren selbst umgebracht habe…«

***

»Ach du Scheiße!« entfuhr es mir, aber ich konnte nicht darüber lachen, dazu war meinem Gegenüber die Sache zu ernst, denn er sah mich scharf, aber auch gequält an.

»Hast du es gehört, John?«

»Ja.«

»Ich bin der Mörder dieser Frau gewesen, die sich damals Carlotta d'Arroyo nannte und mit Don Alfonso verheiratet war, meinem Freund.«

Ich schwieg zunächst und zog dabei das Heft wieder an mich. Diesmal schaute ich mir das Cover länger an und fragte dabei: »Du hast dich nicht geirrt, mein Freund?«

»Nein, habe ich nicht.«

»Trotz dieser Gesichtsstreifen?«

»Ja. Ich hätte sie unter Tausenden von Personen wiedererkannt, sie ist eine besondere Frau gewesen, aber im Sinne des Teufels und des Bösen.«

Jetzt wurde es interessant, und ich nickte meinem Freund aus dem Mittelalter zu. »Das ist der Punkt, Godwin, wo wir beide mal nachdenken sollten.«

»Nicht nur das, auch reden.«

»Dann hast du mir etwas zu erzählen.«

»Und ob.«

»Dann los!«

In den folgenden Minuten bekam ich eine so abenteuerliche Geschichte zu hören, die fast alles auf den Kopf stellte, aber gerade deshalb auch wieder glaubhaft war. So etwas konnte man zwar erfinden, aber nicht auf die Schnelle, und ich glaubte dem Mann aus Frankreich jedes Wort, das sah er auch meinem Blick an.

»Du zweifelst also nicht, John?«

»Nicht bei dir.«

Er schaute vor sich hin und nickte. »Dafür bedanke ich mich. Alles, was ich dir gesagt habe, entspricht den Tatsachen. Ich habe dir nichts verschwiegen, es ist wahr, John. Ich habe mir ihre Leiche angesehen, die zerschmettert und verbrannt war. - Und jetzt sehe ich sie normal vor mir! Nach so langer Zeit - und unversehrt!«

Ich wollte erst sagen, *Wenn sie es ist,* aber ich hielt mich zurück und

nickte nur.

»Sie hat überlebt«, flüsterte er.

»Wie?«

»Das weiß ich nicht.« Er hob die Schultern. »Als sie fiel, schrie sie etwas vom Teufel. Sie war ein besonderes Weib, eines mit Feuer im Blut. Sie war ein Vulkan, das hat sie selbst gesagt, und sie wollte viele, viele Männer haben.«

»Das gibt es, mein Freund. Man nennt sie Nymphomaninnen.«

»Kann sein, bei ihr war es anders. Da ist dann noch etwas hinzugekommen, John.«

»Der Teufel?«

»Ja«, flüsterte er, »der Pakt mit dem Bösen.« Er wies auf die Waffe. »Mit ihr hat sie mich vernichten wollen. Mit dieser Waffe, die mir fremd war.«

»Sie heißt wohl Machete.«

»Wie auch immer, sie hat sie mit in die neue Zeit gebracht, und wahrscheinlich hat sie sie schon eingesetzt.«

Ich dachte über diese Worte nach, die durch nichts bewiesen waren. »So recht stimme ich dir da nicht zu. Du hast davon gesprochen, daß sie ihren Gatten köpfte.«

»Das stimmt.«

»Gut, denken wir mal weiter. Wenn sie das weitergeführt hätte, dann wäre es in dieser Zeit nicht verborgen geblieben. Man hätte die Leichen gefunden, die Polizei wäre eingeschaltet worden, und ich hätte davon erfahren.«

»Hast du nicht - oder?«

»So ist es. Ich habe davon nichts erfahren. Es gab keine Fälle in dieser Art. Keine Henkerin hat Londons Straßen unsicher gemacht.«

Er schaute mich kühl an. »Vielleicht wird das noch eintreten. Das kann erst der Anfang gewesen sein.« Wieder klopfte er auf die Zeitschriften. »Sie ist es, da bin ich mir ganz sicher. Das ist Carlotta!«

»Gib noch mal her, bitte.«

Wieder schob er mir das Blatt rüber, und ich schlug es auf. Ich blätterte Seite für Seite durch, weil ich von demselben Modell noch weitere Fotos zu sehen hoffte.

Zunächst einmal tat sich nichts. Ich sah weder eine bekleidete, noch eine nackte Carlotta. Andere Mädchen waren wichtiger. Sie posierten in allen Lagen und Stellungen. Ob in der Fabrik, am Strand oder in den Bergen, es war alles vertreten, und über vier Seiten hinweg wurde die Bildergeschichte eines Pärchens auf der Alm gezeigt, das zum Schluß richtig zur Sache kam.

Im Mittelteil waren zwei Lesergeschichten abgedruckt worden, harte Stories mit entsprechenden Begleitfotos, anschließend kam die Rubrik mit den Kontaktadressen, dann ging das Bilderspiel auf Hochglanz

weiter.

Diesmal wurde es schlimmer.

Da waren die Aufnahmen in einer Umgebung gemacht worden, die auch ich kannte. Und zwar im *London Dungeon,* jenen Schreckensräumen, die tagtäglich von zahlreichen Touristen frequentiert wurden, weil dort die blutigsten Kapitel der englischen Geschichte nachgestellt worden waren.

Hierher paßte die Henkerin.

Sie fühlte sich zwischen dem künstlichen Blut und den Gefolterten richtig wohl. Sie hatte sogar ein Opfer mitgebracht. Es war ein nackter Mann, den sie hinter sich herschleifte.

Ich schaute mir die Bilder sehr genau an. Auf eine nähere Beschreibung möchte ich hier verzichten, aber das letzte Bild dieser wüsten, über acht Seiten gehenden Geschichte war »interessant«. Da lag der Mann auf einem Richtklotz, hatte die Hände flehend in die Höhe gestreckt, als könnte er somit die auf ihn zuhuschende Machete aufhalten.

Wie es weiterging, konnte sich jeder denken. Ich blätterte trotzdem um, aber kein Foto zeigte Carlotta mit einer menschlichen Trophäe in der Hand. Sie war doch keine Salome.

Ich blätterte noch einmal zurück, denn man hatte dieser wüsten Bildergeschichte auch eine Überschrift gegeben.

»Carlottas Gang in die Hölle«, las ich halblaut vor.

»Bitte?«

Ich wiederholte den Satz.

Godwin starrte mich aus seinen grauen Augen starr an. Schweiß bedeckte seine Stirn, als er flüsterte: »Sie hat nicht mal ihren Namen geändert«, murmelte er. »Nicht mal ihren Namen.« Er räusperte sich. »Glaubst du mir jetzt?«

»Ja, aber ich habe dir schon immer geglaubt.«

Er hatte nicht hingehört, sondern war seinen eigenen Gedanken nachgegangen. Jetzt murmelte er:

»Es ist kein Zufall, John. Das ist es nicht. Es ist einfach das Schicksal, das uns eingeholt hat.«

»Kann sein.«

»Was werden wir tun?«

Ich lächelte und deutete auf das Impressum. »In diesem Augenblick erkläre ich meinen Urlaub für beendet. Wir beide werden nicht ins Hotel fahren, sondern dorthin, wo sich der Verlag befindet, bei dem diese außergewöhnliche Zeitschrift erscheint.«

»Ist das denn hier in London?«

»Ja.«

Seine Augen blitzten. »Wann fahren wir?«

»Sofort.«

Damit war auch Godwin de Salier einverstanden. Ich aber dachte mal wieder daran, daß mich der Job eingeholt hatte. Es gibt nun mal Menschen, denen ein richtiger Urlaub nicht vergönnt ist, und ich gehörte eben dazu…

***

STARSEX erschien im Star-Verlag. Er hatte seinen Sitz dort, wo London einmal richtig typisch gewesen ist, denn die alten Docklands hatten einfach zum Stadtbild dazugehört.

Das war nun vorbei.

Man hatte viele Gebäude abgerissen und topmoderne Bauten und Geschäftshäuser hingesetzt. Alles vom Feinsten und Teuersten, aber dann hatte man sich verkalkuliert. Die Mietpreise waren zu hoch.

Viele Wohnungen und Geschäftsräume standen leer, so daß sich zahlreiche Anleger vor Wut selbst in- den Schwanz bissen.

Einige Firmen hatten sich gehalten, unter anderem kleine Verlage und auch Werbeagenturen.

Auf ein Taxi hatten wir verzichtet und waren in die U-Bahn gestiegen. Auch in ihre Wagen hatte die Hitze Einzug gehalten. Zum Glück gab es den Fahrtwind.

Die meisten Zeitschriften hatten wir der Bedienung geschenkt, und nur eben die eine behalten, die ich unter dem Arm trug, weil sich Godwin schon schämte.

Er hatte sich eben nicht mit allen modernen Zeichen unserer Zeit abfinden können, was auch wirklich nicht schlimm war. Es mußte eben auch andere Menschen geben.

Die Oberwelt empfing uns mit der gleichen schwülen Hitze, aus der wir gekommen waren. An Tagen wie diesen machte überhaupt nichts Spaß. Da schien das normale Leben im Zeitlupentempo abzulaufen. Keiner bewegte sich schneller als unbedingt nötig, und allen klebte die Kleidung am Körper.

Wir sahen die Themse, die wie flüssiges Blei dahinkroch, bestrahlt von einer erbarmungslosen Sonne, und die Ozonwerte stiegen bedrohlich weiter.

Ich schaute noch einmal ins Impressum, wo die genaue Adresse stand. Das Haus gehörte zu den modernen. Es war nicht so hoch, wie die anderen, und hatte nur vier Etagen. Roter Klinker, Fenster, die abgedunkelt waren, ein Parkplatz vor dem Haus, auf dem die Autos in der Sonne brieten. Selbst vom Wasser her erreichte uns kein kühler Windzug.

Der Bereich des Eingangs wurde durch ein vorgebautes Glasdach bedeckt. Es schützte wohl vor Regen, aber nicht vor Sonne, und wir beeilten uns, die Tür aufzustoßen. Die Schilder außen an der Hauswand hatten wir bewußt übersehen. Wir gerieten in eine breite

Halle und schauten gegen das Pult eines Portiers, der hinter seinem Arbeitsplatz hockte wie ein Commander in seiner Raumkapsel.

Er starrte auf einen Monitor, der auf seiner Seite in der leicht abgeschrägten Konsole eingebaut war.

Uns nahm er zunächst bewußt nicht zur Kenntnis.

Der Unterschied zwischen draußen und drinnen konnte nicht drastischer sein. Vor dem Haus die brütende Hitze, hier in der Halle eine kalte, mamorne Pracht. Helle Wände, von Fenstern unterbrochen, ein Boden, der ebenfalls aus Marmor bestand, aber dunkler war. Sitzbänke mit Blumenrabatten sahen wir ebenso wie einen breiten Treppenaufgang und die drei Türen der Lifts.

Ein blondes Wesen stöckelte die Treppe hinunter, und jeder Tritt mit den hohen Absätzen klang wie ein Schuß. Das Wesen trug ein luftiges Etwas aus Stoff. Es legte dem Portier einen dicken Briefumschlag hin.

»Danke, Cindy«, sagte der Mann, drehte sich um und glotzte ihr nach, als sie die Treppe wieder hochging, wobei sie viel Bein zeigte.

»Schönen Tag noch«, flüsterte Cindy zurück.

Wir standen bereits vor seinem Kommandostand und mußten uns zunächst räuspern, um überhaupt seine Aufmerksamkeit zu erregen.

Dann schaute er hoch.

Er war noch jung und trug das braune Haar glatt nach hinten gekämmt. Mit Gel hatte er nicht gespart. Sein blaues Hemd zeigte keinen einzigen Schweißflecken, was bei uns anders war, was er natürlich merkte und deshalb auch die Nase rümpfte. »Was möchten Sie?« fragte er.

»Zum Star-Verlag«, klärte ich ihn auf.

Er runzelte die Stirn. »Sind Sie angemeldet?«

»Nein.«

»Wen darf ich dann melden?«

»Wir können auch ohne Anmeldung hoch«, sagte ich.

Er schüttelte den Kopf und bedachte uns wieder mit dem Was-seid-ihr-wer-bin-ich-Blick. »Nein, das ist nicht möglich. Ich habe die Pflicht, jeden anzumelden.«

»Dann tun Sie es.«

»Ihre Namen?«

Wir klärten ihn auf.

Er griff zum Telefon und drückte auf einen Knopf an seinem Terminal. Mit verdrehten Augen schaute er wieder zur Decke, um uns zu zeigen, wie gleichgültig wir ihm waren. Mit einer Hand klopfte er auf seine Konsole, wartete auf die Verbindung und wunderte sich, daß sie nicht zustande kam.

»Klappt's nicht?« fragte ich und grinste ihn an.

Er schaute böse zurück. »Ich versuche es noch einmal.« Diesmal wählte er eine andere Nummer.

Auch jetzt hatten wir Pech, denn beim Star-Verlag hob keiner der Mitarbeiter ab.

Der Portier wurde nervös. »Das verstehe ich nicht«, sagte er und hob die Schultern. »Aber es ist auch nicht mein Bier.«

»Was heißt das?«

»Sie sind nicht da. Die Mitarbeiter sind weg. Vielleicht zu Fototerminen, was weiß ich.«

»Aber jemand muß doch Telefondienst haben.«

»In der Regel schon. Vielleicht haben sie auch freigemacht. Das Wetter ist eben danach. Tut mir leid für Sie. Kommen Sie später oder morgen noch einmal wieder.«

»Nein«, sagte ich.

Er schwieg. Dann glotzte er mich an, und seine Augen bekamen einen fischartigen Ausdruck. »Habe ich mich verhört, Mister?«

»Haben Sie nicht.«

»Dann will ich Ihnen beiden noch einmal etwas sagen, bevor sie hier den großen Abflug machen. Ich will, daß Sie gehen, und zwar sofort. Ich sitze hier, damit die Regeln eingehalten werden. Es wird niemand, der nicht angemeldet ist, durchgelassen. So sind die Regeln. Und wenn sich im Verlag niemand meldet, haben Sie dort oben nichts zu suchen. Ist das endlich klar?«

»Sie haben laut genug gesprochen.«

»Schön, dann machen Sie den Abflug.« Er wedelte mit der Hand, als wollte er irgendwelche Insekten verscheuchen.

Wir blieben stehen. »Sagen Sie mal, wie viele Mitarbeiter sitzen in den Verlagsräumen?«

»Das geht Sie nichts an.«

»Doch«, sagte ich, nickte und fügte hinzu: »Es geht mich sehr wohl etwas an. Schauen Sie mal genau hin.« Ich hatte meinen Ausweis hervorgeholt, den er anglotzte, aber schwieg.

»Sind Sie plötzlich stumm geworden, Meister?«

»Ich - das habe ich nicht gewußt.« Plötzlich fing er an zu schwitzen. »Dürfen wir jetzt hoch, oder soll ich hier noch mit Kollegen anrücken?«

»Zweiter Stock.«

»Danke.«

»Sie können den Lift nehmen.«

»Das hatten wir uns schon gedacht.«

Auf dem Weg dorthin sagte der Bretone mit leiser Stimme. »Es hat schon zu allen Zeiten unfreundliche Menschen gegeben. Das war auch in meinem ersten Dasein nicht anders.«

»Und die wird es auch immer wieder geben«, erwiderte ich und ließ Godwin als ersten einsteigen.

Auch die Liftkabine paßte zum Outfit des Ganzen. Die Wände waren

mit einer dünnen Metallschicht verkleidet. Aus versteckten Lautsprechern drangen Musical-Melodien von Webber.

Wir hörten ein Potpourri aus dem »Phantom der Oper«.

Godwin de Salier war beeindruckt. Einen Kommentar gab er nicht ab, er schaute sich nur um, aber besonders wohl fühlte er sich nicht, wie er mir auch sagte. »Das ist nicht meine Welt.«

»Nein?«

»In Südfrankreich fühle ich mich doch wohler.«

»Aber hin und wieder ein kleiner Trip kann auch nicht schaden, oder?«

»So ist es.«

Wir hatten den zweiten Stock schnell erreicht. Der leise Glockenton erklang, als sich die Tür öffnete. Vor uns lag ein breiter Flur, der durch eine undurchsichtige Glasscheibe in zwei Hälften geteilt war. Ein Schild wies auf den Star-Verlag hin. Wenn wir ihn erreichen wollten, mußten wir uns nach links wenden. Die andere Hälfte des Flurs war nicht vermietet worden. Zumindest sahen wir kein Hinweisschild.

»Gehst du vor, John?«

»Sicher.« Ich lächelte, denn in dieser Umgebung fand sich mein neuer Freund nicht so zurecht. Er schaute sich um. Sein Blick war nicht ängstlich, aber doch verhalten, und Godwin hatte seine Stirn in Falten gelegt.

»Stimmt etwas nicht?« erkundigte ich mich.

»Das kann ich so genau nicht sagen, John, aber es ist komisch.« Er senkte den Blick und schnüffelte. »Kann man eine Gefahr eigentlich riechen? Was meinst du?«

»Ich zumindest nicht. Du etwa?«

»Nein, auch nicht. Aber ich könnte mir vorstellen, daß nicht alles so glatt läuft, wie wir es uns gedacht haben. Einen Gegner kann ich nicht sehen, doch wenn gearbeitet wird, muß man das doch hören. Oder irre ich mich?«

»Nicht immer. Die modernen Geräte sind sehr leise.« Ich lächelte ihm aufmunternd zu. »Aber das werden wir gleich haben, keine Sorge.« Ich ging bereits auf die Glastür zu und stieß sie auf.

Auch jetzt befand ich mich im selben Flur, nur sah er hier verändert aus. An den Wänden hingen Poster. Wer hier eintrat, wußte sofort welche Zeitschrift in diesem Hause produziert wurde.

Die Modells waren durch die Bank weg nackt. Es wurde auch nicht nur eine Zeitschrift verlegt, denn im selben Verlag erschien noch ein Frauenmagazin mit mehr oder weniger bekleideten männlichen Modells. Für meinen Gast war das alles fremd. Er ging mit sehr ruhigen und auch kleinen Schritten weiter, warf hin und wieder einen Blick auf die Bilder und schüttelte auch des öfteren den Kopf. In dieser

Welt kam er nicht zurecht, aber er würde sich an sie gewöhnen müssen, wenn er sich länger hier aufhielt.

Mir bereitete eine andere Tatsache Sorgen.

Es lag einzig und allein an der Stille. Wir hörten keine Stimmen, nicht das Tuten der Telefone - das ja, aber es hob niemand ab, denn der Apparat klingelte weiter, bis es der Anruf er schließlich aufgab. Es war kein Mitarbeiter zu sehen und zu hören. Die Stille wirkte wie ein gewaltiger Druck, und selbst das leise Klacken der Schreibcomputer hätte mir jetzt gefallen.

Statt dessen blieb diese verfluchte Stille, und mein Mißtrauen wuchs.

Die Mitarbeiter des Verlages waren nicht in einem Raum untergebracht, es gab verschiedene Büros, aber die Türen zu ihnen waren geschlossen. Um diese Zeit wirkte der Flur tot und so, als wäre die Belegschaft in Urlaub gegangen.

Ich blieb nach einigen Schritten stehen. Über meinen Rücken floß eine kalte Haut. Ich las die Schilder mit den Namen neben den Bürotüren. Keiner sagte mir etwas, und ein Foto von Carlotta hatten wir auch nicht an der Wand entdeckt.

Hier stimmte einiges nicht!

»Es ist zu ruhig, John.«

»Das kannst du laut sagen.«

»Und was willst du tun?«

»Ich suche das Büro des Chefs.«

»Kennst du denn seinen Namen?«

»Ja, den las ich im Impressum. Er heißt Donald Virgin. Mal sehen, wo er hockt.«

Zu zweit passierten wir die Bürotüren, ohne allerdings eine von ihnen zu öffnen. Den Namen Virgin entdeckten wir an der zweitletzten Tür. Dort ging es zu seinem Vorzimmer.

»Hier«, sagte ich.

Eine Sekretärin residierte hinter der Tür. Ihren Namen hatte ich so schnell vergessen, wie ich ihn gelesen hatte. Ich drückte meinen Begleiter zurück, dann öffnete ich die Tür, schob sie langsam nach innen. Im Raum läutete wieder das Telefon, aber niemand hob ab. Ich ließ es klingeln und schaute mich um.

Nichts war aufgeräumt. Das Büro sah aus, als wäre es gerade erst verlassen worden, aber hier war sicherlich niemand zur Mittagspause gegangen, das wußte ich.

Helle Möbel, Poster, ein PC, eine alte Schreibmaschine, die wie ein Denkmal unter Glas stand, das alles nahmen wir mit einem Blick auf, aber ein Mensch war nicht zu sehen.

Oder…?

»John«, sagte mein Begleiter mit leiser Stimme. »Du wirst es nicht glauben, aber ich rieche Blut.«

Ich kriegte eine Gänsehaut, als ich die Worte hörte. Einen ungewöhnlichen Geruch hatte ich ebenfalls wahrgenommen, aber an Blut hatte ich in diesem Moment nicht gedacht.

»Kein Irrtum?«

»Ich glaube nicht.«

Ich durchstreifte das Büro, ohne die Quelle des Blutgeruchs entdecken zu können. Es war nicht der Raum des Chefs, zu dem führte eine weitere Tür, die ich zuerst öffnete. Godwin de Salier blieb dicht hinter mir. Sein warmer Atem streifte meinen Nacken. Ich hörte ihn auch leise stöhnen, als stünde er vor einer wichtigen Entscheidung.

Ich drückte die Tür auf.

Ein großer Raum tat sich auf. Er lag im Halbdunkel, weil die Lamellenrollos vor die beiden Fenster gefallen waren. Lichtstreifen hatten Muster auf dem blaugrauen Teppich hinterlassen.

Den Mittelpunkt des Raumes bildete ein Schreibtisch. Wer hinter ihm saß, der konnte auf eine breite Pinnwand mit dort aufgehängten Bildern schauen.

Donald Virgin sah die Bilder nicht mehr, obwohl er hinter seinem Schreibtisch hockte.

Jemand hatte ihn schrecklich zugerichtet!

***

Plötzlich lag ein bitterer Geschmack in meinem Mund. Auch der kalte Schauer klebte auf meinem Körper fest. Ich wollte dieses grausame Bild einfach nicht wahrhaben. Etwas in mir wehrte sich dagegen, aber das Bild blieb.

Der Mann war tot.

Ich stand auch nicht in einem dieser schlimmen Horrorfilme. Niemand rief Action, niemand erklärte, daß die Szene aus war, das hier war blutige Realität, und damit stand für mich endgültig fest, daß sich Godwin de Salier nicht geirrt hatte.

Er hielt sich neben mir auf, und ich mußte ihm ein stilles Kompliment machen, denn er hielt sich tapfer, brach nicht zusammen. Statt dessen nickte er, wobei er flüsterte: »Ich habe es geahnt. Ich habe es gewußt. Alles ist so gekommen, wie ich es vermutet habe. Es gibt sie noch, die ist nicht tot.«

Ich schwieg, denn meine Gedanken drehten sich bereits weiter. Ich dachte auch daran, daß dieser Donald Virgin sicherlich nicht der einzige Mensch gewesen war, der sich hier aufhielt. Es gab andere Mitarbeiter, und ich fragte mich, ob sie noch lebten.

»Laß uns gehen!« schlug ich vor.

Der Bretone nickte. Er war bleich geworden. Das Gesicht sah blaß aus wie Schafskäse.

»Du denkst an die anderen, nicht?«

»Sicher.«

»Sie ist die Henkerin!« flüsterte er. »Sie kennt keine Gnade. Die hat sie noch nie gekannt. Ob damals oder heute, sie ist immer so verdammt brutal gewesen.«

Schweigend verließen wir den Raum. Dabei war ich sehr vorsichtig und stand wie unter Strom. Im Gegensatz zu draußen war es in diesen Räumen angenehm kühl. Dafür sorgte nicht nur die Klimaanlage, es lag auch an der Kälte des Todes.

Ich schaute in die Grafik. Zwei Leuchttische und ein PC standen dort. Ich sah auch Stühle, und auf einer Liege lag ein junger Mann. Er schlief nicht, er war tot! Neben der Liege hatte sich eine Blutlache ausgebreitet.

Es kostete mich Überwindung, aber ich mußte den Raum durchsuchen. Godwin blieb an der Tür stehen, ich schaute nach und fand, eingeklemmt zwischen Wand und Schrank, eine Frau.

Auch tot?

Nein, sie lebte.

Aber sie starrte mich an wie eine Tote, denn der Schock hatte sie starr werden lassen. Sie trug eine weiße Bluse, die vorn nur zusammengeknotet war. Auf dem Gesicht waren eingetrocknete Tränenspuren zu sehen, und sie schien weder zu atmen, noch mich zu sehen.

Ich sprach sie mit ruhiger Stimme an und hoffte, daß sie eine Reaktion zeigte.

Es war nicht der Fall, aber ihr Atmen änderte sich, denn ich hörte sie plötzlich hechelnd schluchzen.

Sie war wichtig für uns, sie war eine Zeugin und ich berührte behutsam ihre Hand. Zum Glück schrie sie nicht und so konnte ich sie behutsam aus ihrem Versteck hervorziehen. Sie ging neben mir her, wobei ich dafür sorgte, daß sie erst gar nicht auf die Leiche schauen konnte.

Ich überließ sie Godwin de Salier, der sie in die Arme nahm und in den Flur führte.

Ich blieb im Büro zurück, denn ich hatte die Verbindungstür zu den anderen Räumen gesehen.

Im nächsten fand ich zwei Schreibtische. Einen Toten oder eine Tote sah ich nicht.

Dann ging ich weiter.

Die Kälte war geblieben und hatte sich auf meinem Rücken festgesetzt. Im übernächsten Büro fand ich eine tote Frau. Sie lag auf dem Gesicht und sah schlimm aus.

Ich rechnete mit einer Aufstockung des Grauens, hatte aber das Glück, keine weitere Leiche zu finden.

Es war ein kleiner Verlag. Trotzdem waren hier sicherlich noch mehr

Menschen beschäftigt. Doch jetzt, im Juli, in der Zeit, wo alle Urlaub machten, arbeitete man mit kleinerer Besetzung. Das hatte vielleicht einigen das Leben gerettet. Ziemlich fertig ging ich wieder zurück auf den Gang, wo Godwin und die Frau standen. Ich sah und hörte, daß sie weinte, und es war gut, daß sie ihren Tränen freien Lauf lassen konnte und in Godwin einen väterlichen Zuhörer gefunden hatte.

De Salier starrte mich an. Sein Gesicht glich dem einer Maske. Der Blick seiner starren Augen war in eine imaginäre Ferne gerichtet, und als er seine Lippen bewegte, um mich anzusprechen, drangen die Worte flüsternd hervor. »Sie ist noch schlimmer geworden, John, noch schlimmer. Viel schlimmer sogar. Sie nimmt keine Rücksicht und ermordet jeden, der ihr vor die Waffe kommt.«

»So sieht es aus.«

»Hast du noch mehr Tote gefunden?« fragte Godwin.

»Zum Glück nicht«, antwortete ich.

»Dann muß die Frau hier reden.« Er starrte sie an. Ihre Augen schwammen in Tränen, das Gesicht war aufgequollen, die Nase lief. Ich reichte ihr ein Taschentuch, das sie dankbar entgegennahm.

Sicherheitshalber stützte ich sie ab. Nachdem sie einige Male ihre Nase geputzt hatte, drang ein Stöhnen aus dem verzerrten Mund. Sie drehte sich und starrte gegen die Wand.

Ich ließ sie einige Sekunden in Ruhe. Erst dann erkundigte ich mich mit leiser Stimme. »Können Sie reden, Miß, oder wollen Sie…?«

»Ich will es nicht.«

»Darf ich denn Ihren Namen erfahren?«

»Muriel Summer.«

»Gut, Muriel. Ich heiße John Sinclair und bin Polizist.«

Sie reagierte zunächst nicht darauf, sondern blickte wieder ins Leere. Muriel brauchte ärztliche Unterstützung, die würde sie auch bekommen, auf der anderen Seite aber war sie eine wichtige Zeugin für uns, und ich brauchte zumindest einige Daten.

»Sie haben es gesehen?« fragte ich leise.

Muriel überlegte. »Was meinen Sie?«

»Die, die Taten.«

»Nein, nicht alle. Ich hörte meinen Chef schreien, dann war es vorbei.«

»Was haben Sie getan?«

»Ich habe nur kurz hineingeschaut. Dann habe ich mich versteckt.«

»Da, wo wir sie fanden?«

»Nein, im Schrank daneben. Er, er ist eine Garderobe. Ich konnte mich hineindrücken. Man hat mich nicht gesehen, aber ich habe die schrecklichen Geräusche gehört und auch die fürchterlichen Schreie. Es ist alles so schlimm gewesen.«

»Dann haben Sie den Schrank verlassen…«

»Ja, habe ich.«
»Und weiter?«
»Ich will nicht darüber sprechen!«
Stieß sie keuchend hervor. »Ich will es einfach nicht.«
»Das kann ich gut verstehen, Muriel?«
»Es ist alles so schlimm. Ich lebe noch, aber ich fühle mich wie tot. Sie war so - so…«
»Sie?«
Muriel Summer nickte.
Ich fragte sehr behutsam weiter. »Eine Täterin, nehme ich an, nicht wahr?«
»Das stimmt.«
»Haben Sie die Frau auch erkannt?«
»Ich kenne sie.«
»Wer ist es?«
Muriel gab keine Antwort und fing wieder an zu weinen. Sie suchte an mir Halt. Ich konnte sie in allem gut verstehen, es mußte unbeschreiblich für sie gewesen sein, aber auch ich wollte die letzte Gewißheit haben und fragte deshalb: »War es Carlotta?«
Für einen Moment stockte ihr Weinen. Ich rechnete schon mit einer Antwort, aber sie drang nicht über Muriels Lippen. Deshalb fragte ich noch einmal nach.
Ihr Weinen stockte. Dann nickte sie.
»Also ist es Carlotta gewesen«, hörte ich den Bretonen flüstern.
»Ja, sie war es«, sagte Muriel.
»Können Sie mehr erzählen?«
»Es ist so schwer«, gab sie flüsternd zu.
»Versuchen Sie es.«
Sie überlegte, schluckte und stöhnte. »Ich weiß es alles nicht. Ich - es war so schlimm. Urplötzlich kam es über mich. Nein, nicht über mich. Die anderen - sie hat es erwischt.«
»Wie sah Carlotta aus?«
»So wie auf dem Foto.«
»Nur spärlich bekleidet.«
»Ja.«
»Tötete sie mit der Waffe?«
»Sie hatte sie bei sich«, flüsterte Muriel. »Ich habe mich dann nur versteckt, aber ich hörte das Schreien und Wimmern und die anderen schrecklichen Geräusche.«
Ich spürte, wie sie zusammensackte. Sie wäre gefallen, aber ich fing sie auf. Dann wandte ich mich an meinen Begleiter. »Bring sie bitte zurück in das Büro.«
»Und dann?«
»Ruf mein Büro an. Ich gebe dir die Nummer. Sag Sir James Powell

Bescheid. Er soll die Mordkommission vorbeischicken.«

»Was tust du?«

»Ich schaue mich noch um.«

»Hier?«

»Sicher.«

»Was glaubst du denn, finden zu können?« fragte er.

»Ich weiß es noch nicht.«

Godwin schaute mich starr an. »Sie?« hauchte er dann.

»Möglich.«

»Wie kommst du darauf?«

»Ganz einfach. Der Portier unten hat sie wohl nicht gesehen. Sie wäre ihm bestimmt aufgefallen.«

»Das ist richtig. Vielleicht hat er uns auch bewußt nichts gesagt. Ich traue ihm nicht.«

»Warte ab.«

Wir brachten die Zeugin gemeinsam zurück in das Büro, und ich tätigte meinen Anruf. Allerdings hielten wir uns nicht im Büro ihres Chefs auf, sondern in einem Raum, wo kein Toter lag, es aber ein Telefon gab. Ich dachte verzweifelt darüber nach, warum diese Carlotta so etwas getan hatte. Sie ging hin, tötete und zog sich wieder zurück. Das wollte nicht in meinen Kopf.

Sir James meldete sich mit einer brummigen Stimme, als hätte ich ihn soeben geweckt.

Wahrscheinlich ärgerte auch er sich über die Hitze.

»Sie, John? Sie haben doch Urlaub.«

»Der ist vorbei, Sir.«

Er hatte am Tonfall meiner Stimme gehört, daß einiges nicht in Ordnung war. Als ich mit meinem Bericht herausrückte, blieb er stumm. Wenig später war er wieder voll da. »Ich werde alles in die Wege leiten, John. Sie bleiben noch am Tatort?«

»Natürlich.«

»Gut, dann - nun ja…« Er legte auf, denn auch ihm hatten die Taten die Sprache verschlagen.

»Ihr bleibt hier!« schärfte ich den beiden noch einmal ein. »Ich schaue mich inzwischen um.«

Sie sagten nichts, aber in ihren Augen stand eine große Besorgnis. Godwin wies mich noch darauf hin, um Himmels willen achtzugeben, denn Carlotta durfte nicht unterschätzt werden.

»Das weiß ich inzwischen, Godwin…« Nach dieser Antwort verließ ich das Büro.

***

Ich hatte die Glastür aufgestoßen und war in den anderen Teil des Flurs getreten. Industrieplakate klebten dort. Mit imposanten

Gebäuden im halbfertigen oder fertigen Zustand. Ich ging davon aus, daß sich die Firma mit Architektur beschäftigt hatte.

Ich schaute in die einzelnen Büros.

Sie waren leer.

Keine Schreibtische, keine Zeichenbretter, keine Computer, nur die nackten Wände, die relativ fleckig waren. Ich sah genau, wo schon einmal Bilder oder Plakate gehangen hatten. Da zeichneten sich die Vierecke deutlich ab.

Die Sonne schien durch die breiten Fenster und hatte die Büros aufgeheizt.

Es war nur ein Versuch gewesen, irgendwelche Spuren der Henkerin zu finden, aber der Versuch war mißlungen. Ich sah sie nicht. Sie war geflohen. Dennoch durchsuchte ich jeden Raum, bis ich den letzten in der Reihe erreichte.

Als ich diese Tür aufstieß, fiel mir sofort etwas auf. Dunkle Flecken auf dem hellen Boden.

Ich blieb stehen, schaute mir die Stellen genauer an, die im ersten Augenblick schwarz aussahen, es aber nicht waren, denn sie schimmerten in einem blutigen Rot.

Es war Blut!

Ich hielt den Atem an. Sie war also hier gewesen. Wieder spürte ich das Kribbeln auf meinem Rücken, als ich mich aufrichtete. Mein Alarmsinn meldete sich. Ich spürte, daß etwas nicht stimmte.

Sie war noch in der Nähe.

Aber wo?

Ein relativ geräumiger und leerer Raum lag vor mir. Ich stand dicht hinter der offenen Tür, umgeben von einer nahezu wattigen und dichten Stille.

Nichts bewegte sich. Auch nicht der leiseste Windhauch wehte über mein Gesicht hinweg.

Trotzdem stellten sich die Härchen hoch. Es war genau die Sekunde vor dem Zeitpunkt X. Ich wußte, daß etwas passieren würde, aber ich konnte nicht sagen, wann es geschah und wo.

Meine Hand suchte bereits nach der Beretta, als ich hinter mir das leise Geräusch hörte. Nur ein Schleifen, mehr nicht, aber es warnte mich.

Ich drehte mich nicht um, sondern hechtete in das leere Zimmer hinein.

Das war mein Glück, denn über mir hörte ich ein bekanntes Pfeifen. Es entsteht immer dann, wenn jemand mit einer Hiebwaffe sein Ziel nicht trifft und Löcher in die Luft schlägt.

Ich landete auf dem Boden und drehte mich sofort wieder um. Noch im Liegen sah ich Carlotta, und sie war bereit, einen neuen Mord zu begehen…

***

Ich kam nicht mehr dazu, die Beretta zu ziehen, denn Carlotta befand sich schon in der Bewegung.

Diesmal griff sie nicht mit ihrer Waffe an, sie hatte es geschafft, auf mich zuzuspringen, und sie wollte mich mit beiden Füßen zuerst treffen.

Ich rollte mich herum und war zum Glück schneller als sie. Beide Füße sprangen ins Leere, der eigene Schwung drückte sie nach vorn, und ich hörte ihren bösen Fluch.

Ich rollte weiter, wollte wieder auf die Beine kommen, als sie mich mit einem Tritt in den Rücken erwischte. Ein höllischer Schmerz durchzuckte mich.

Ich hörte sie fluchen, während ich über den Boden kroch, um aus ihrer Reichweite zu gelangen.

Was sich hier langsam liest, lief sehr schnell ab. Ich drehte mich, kam auf die Knie, wollte wieder die Beretta ziehen, aber dazu war es zu spät. Carlotta, die ebenso aussah wie auf dem Foto, war bereits in meiner Nähe. So nah, daß sie zuschlagen konnte.

Sie hatte schon ausgeholt, sich dabei nach vorn gebeugt und wuchtete die verdammte Machete auf meinen Kopf zu.

Ausweichen konnte ich ihr in dieser Lage nicht mehr!

Mein rechter Arm schnellte hoch. Ich hoffte, daß ich schnell genug war, und mit der Handkante erwischte ich etwas schräg angesetzt ihren rechten Schlagarm.

Die Klinge wischte an meinem Kopf vorbei. Sie schlug in den Teppich, ich schnellte in die Höhe, hörte sie wieder fluchen, und einen Moment später rammte ich meine Faust gegen ihre Schulter.

Zwei Dinge geschahen gleichzeitig.

Von draußen her hörte ich das Jaulen der Sirenen, während Carlotta vorangetrieben von der Wucht des Schlags, durch den Raum taumelte und dabei auf ein Fenster zulief. Die verdammte Machete hatte sie nicht losgelassen, aber sie stoppte sie auch nicht.

Ich schnappte meine Beretta in dem Augenblick, als sie das Fenster erreicht hatte.

Für sie war es wichtig gewesen, denn sie gab sich einen Ruck, und zusammen mit der zerplatzenden und zersplitternden Scheibe fiel sie in die Tiefe.

Ich hatte trotzdem geschossen und auch getroffen.

Nur nicht ihren Körper, denn Carlotta stand tatsächlich mit dem Teufel im Bund. Das geweihte Silbergeschoß hätte sie bestimmt erwischt, doch der Zufall wollte es, daß die Kugel gegen die Breitseite der Waffe schlug, von dort abprallte und keinen Schaden bei Carlotta anrichtete. Zu einem zweiten Schuß kam ich nicht mehr, denn da war sie bereits in die Tiefe gefallen.

Zusammen mit dem Glas, und ich hörte sogar den Aufprall, noch bevor ich das Fenster erreichte.

Die Sirenen wimmerten, die Wagen kamen näher. Wahrscheinlich hatten die Kollegen Carlotta bereits gesehen, und auch ich stürmte auf das Fenster zu und schaute nach unten.

Sie war nicht mehr da.

Einen Fall aus dem zweiten Stock kann man überleben, aber nicht unverletzt. Da gab es Bein- oder Armbrüche. Bei ihr schien sich nichts getan zu haben, denn sie mußte den Aufprall ausgenutzt haben und war davongelaufen.

Wohin?

Ich schaute an der Hauswand entlang, dabei hatte ich mich weit vorgebeugt.

Soeben sah ich sie noch an der rechten Seite um die Hausecke huschen.

Dann war sie endgültig verschwunden, und ich hatte leider das Nachsehen. Drei Fahrzeuge rollten auf das Haus zu, wurden abgebremst, und die Kollegen stiegen aus.

Ich hätte heulen können vor Wut. Weshalb Carlotta noch nicht geflohen war, wußte ich nicht, aber mir war klar, daß ich sie jetzt nicht einholen konnte.

So stand ich da, schaute nach unten und sah, daß aus einem der Wagen ein alter Bekannter und Freund stieg. Ein Mann, der trotz der Hitze seinen grauen Filz nicht abgenommen hatte und auch eine Jacke über dem weißen Oberhemd trug, bei dem nicht alle Knöpfe geschlossen waren. Ich wunderte mich schon darüber, daß Chief Inspektor Tanner den Einsatz leitete, denn das hier war nicht sein Revier. Er würde es mir erklären. Wir trafen wenig später im Flur zusammen. Als Tanner mich sah, blieb er stehen. »Stimmt es, was ich gehört habe?«

»Leider ja.«

»Und?«

»Später.«

Er deutete auf mich. »Aber du bist nicht durch einen Zufall in den Fall hineingerutscht - oder?«

»Nein, das bin ich nicht.«

»Dann ist es gut.«

Ich wußte, daß ich störte und überließ Tanners Leuten das Feld. Godwin de Salier und Muriel Summer verließen das Zimmer, wobei gerade die Frau später noch einmal verhört werden würde.

Ich lehnte an der Wand, starrte ins Leere und ärgerte mich noch immer, daß Carlotta verschwunden war. Es hätte auch keinen Sinn gehabt, sie zu verfolgen. In dieser Umgebung gab es zahlreiche Verstecke, und auch in der Nähe des Wassers hätte sie sich immer

verbergen können, obwohl sie in ihrem Outfit sicherlich aufgefallen wäre, aber davon wollte ich mal absehen.

Sie hatte getötet. Sie war die Henkerin, und sie hatte die Menschen regelrecht hingerichtet.

Furchtbar…

Warum?

Ich zermarterte mir das Hirn, kam auf keine Lösung und würde sie erst bekommen, wenn ich die Henkerin gestellt hatte. Godwin de Salier war sehr schweigsam, als ich ihm von meiner Begegnung mit der Frau berichtet hatte.

Es war ihm klar, daß ich von ihm eine Antwort erwartete. Er wischte Schweißtropfen aus seinen Augenbrauen und starrte zu Boden. »Auch damals ist sie über die Brüstung des Balkons gefallen und hat weitergelebt. Bis heute sogar. Ich kann es nicht begreifen, und ich werde es auch nie begreifen.«

»Weißt du wirklich nicht mehr über sie? Ist dir nichts eingefallen, wenn du zurückdenkst?«

»Nein, John, nein. Ihr Mann hat mehr gewußt, aber den kannst du nicht mehr fragen. Sie hat ihn eiskalt getötet. Ich habe das Bild bis heute nicht vergessen. Es war ähnlich wie das der Toten hier in diesen Büros. Grauenhaft.«

»Aber sie muß doch einen Hintergrund gehabt haben.«

»Was meinst du damit?«

»Es gab zu allen Zeiten Menschen, die versucht haben, mit dem Bösen zu paktieren. Die sich von der Kraft der Hölle angezogen fühlten, die sich freuten, wenn sie einen Kontakt mit dem Bösen bekamen und dafür vieles hergaben.«

»Das ist schon wahr«, sagte er.

»War es auch bei Carlotta so?«

Der Bretone hob die Schultern. »Ich habe nicht viel mit ihr zu tun gehabt. Ihr Mann war mein Freund.«

»Der doch sicherlich über seine Frau mit dir, dem Freund, gesprochen hat.«

»Das schon.«

»Wunderbar. Und wie schätzte er sie ein?«

»Er hat sie zunächst geliebt. Wirklich geliebt. Aber dann mußte er erkennen, welche eine Person er geheiratet hat. Sie war schrecklich. Sie hatte einen wahnsinnigen Trieb. Sie wollte es immer wieder treiben, und sie hat es getrieben.«

»Mit anderen Männern also?«

»Ja, auch bei mir hat sie es versucht, aber ich habe sie weggeschickt.«

»Sie war beleidigt.«

»Sicher.«

»Sie hätte dich dafür getötet.«
»Auch das«, gab er zu.
Ich überlegte einen Moment. Zwischen uns blieb es still. Wir hörten nur die Stimmen der Kollegen vor allem das Organ des Chief Inspektors. Er übertönte alle.
»Es muß ein Geheimnis geben, das sich um Carlottas Person dreht«, sagte ich. »Etwas anderes kann ich mir nicht vorstellen. Daß es Nymphomaninnen gibt; darüber haben wir schon gesprochen, aber ich frage dich, Godwin, warum hat sie die Männer getötet?«
»Das weiß ich nicht. Ich weiß auch nicht, ob sie alle getötet hat, mit denen sie zusammen gewesen ist.«
»Kennst du sie etwas näher?«
»Nein.«
»Hat sie über den Teufel gesprochen oder die Mächte der Finsternis erwähnt? Dämonen und böse Geister. Hexentänze, das Buhlen mit dem Satan…«
»Nein, davon hat sie nie etwas gesagt.«
»Auch ihrem Mann nicht?«
Godwin hob die Schultern.
»Kannst du dich nicht erinnern?« Ich ließ nicht locker.
»Nicht sehr gut, John, aber gewundert hat sich Alfonso schon, wie er mir einmal sagte.«
»Über was denn?«
»Sie haben ja geheiratet. Und sie sind auch in die Kirche gegangen, aber es lief nicht so ab, wie man es sich vorgestellt hat. Kaum hatten sie die Kirche betreten, da fing Carlotta an zu schreien und brach hinter der Schwelle zusammen. Sie wollte auch nicht mehr aufstehen und in die Kirche hineingehen, deshalb wurde die Trauung dort nicht vollzogen. Alfonso wollte sie immer einmal nachholen, davon hat er des öfteren gesprochen, aber dazu ist es nie gekommen. So wie sich seine Frau benahm, konnte er gar nicht kirchlich heiraten.«
»Ich denke, daß sie sich dem Bösen zugewandt hat.«
»Dem Teufel also?«
»Kann sein.«
»Dann ist sie doch eine Hexe.«
Ich winkte ab. »Das muß nicht unbedingt sein. Nicht jede, die sich auf die andere Seite stellt, muß automatisch eine Hexe sein. Da gibt es schon noch Unterschiede.«
»Aber Carlotta ist böse. Sie hat den Teufel im Leib.«
»Das spreche ich nicht ab.«
»Und warum tötet sie?«
»Um Asmodis einen Gefallen zu tun«, erklärte ich. »Das mal im Groben, denn er hat doch dafür gesorgt, daß sie lebt oder daß sie überlebt hat. Da muß er seine Hände mit im Spiel gehabt haben.

Etwas anderes kann ich mir nicht vorstellen. Ich wundere mich auch, daß sie so perfekt aussieht. Irgend etwas ist da nicht normal.«

»Warum nicht?«

»Ich weiß es nicht.«

»Das spürst du - oder?«

»Ja, genau.« Ich starrte auf das Bild der Mörderin, das noch an der Wand hing. In diesem Motiv paarten sich Sex und Gewalt. Die Frau hielt eine Waffe in der Hand. Ein böses Bild, vor dem ich mich ekelte.

Aber es gab genügend Typen, die so etwas kauften und darauf abfuhren. Was steckte wirklich hinter dieser Maske? Welche Gefahr lauerte in den kalten, dunklen Augen, die eigentlich denen einer Toten gehören mußten? Aber sie lebte, sie existierte, der Teufel hatte sie all die Jahrhunderte am Leben erhalten.

So sah es zumindest aus.

Ich aber hatte meine Zweifel. Hätte mich jemand nach den Gründen gefragt, ich hätte ihm keine Antwort geben können. Rational gab es eben keine Erklärung.

Eine Tür wurde aufgezogen, und Tanner verließ den Raum. Er hatte den Hut in den Nacken geschoben. Sein Gesicht war gerötet und doch irgendwie blaß. Er stampfte auf uns zu, schüttelte dabei den Kopf, ohne daß sein Hut abfiel, und er sagte mit leiser Stimme: »Scheußlich, John, einfach scheußlich! Wer tut so etwas?«

»Eine Frau!«

Tanner wollte etwas sagen, verschluckte sich aber, starrte uns an und schüttelte den Kopf. »Eine Frau, hast du gesagt? Habe ich dich richtig verstanden?«

»Ja.«

»Dann weißt du verdammt viel.«

»Kann sein. Sie heißt Carlotta, sieht sich als Henkerin und hat einige Hundert Jahre auf dem Buckel.«

Tanner nickte. »Klar, das ist alles normal. Sicher, die tötet, obwohl sie schon lange tot sein müßte. Ist alles ganz einfach.« Scharf schaute er mich an. »Wir kennen uns lange genug, John, du willst doch einen alten Mann nicht verarschen?«

»Bestimmt nicht. Dazu ist der Fall zu ernst.«

Er hob die Hand. »Gut, warte, ich hätte da noch mal eine kleine Frage, auf die du mir sicherlich antworten kannst. Als wir hier ankamen, haben wir Scherben auf dem Boden gesehen. Es waren die Reste einer Fensterscheibe. Könnte es sein, daß du mehr über die Zerstörung dieses Fensters weißt?«

»Das *könnte* nicht nur sein, das *ist* sogar so.«

»Jetzt bin ich gespannt.«

»Es ist passiert, als ich die Henkerin jagte. Ich hatte die Chance, Carlotta zu stellen, aber sie war schneller oder besser, und sie ist mir

entwischt.«

»Dafür sollte man dich…«

»Ich weiß es selbst, aber ich kann dir etwas anderes sagen. Du kannst sie sogar sehen.«

»Wo?« Er schaute sich um.

Ich deutete auf das Plakat. Zugleich sah ich, wie Muriel in Begleitung eines Arztes in den Lift stieg.

Ich wußte sie in guten Händen und kümmerte mich um Tanner, der ebenfalls auf das Plakat schaute und noch skeptisch war. »Du meinst doch nicht etwa diese Person dort?«

»Doch, die meine ich.«

Er lachte laut, und ich wußte nicht, ob er mich auslachte oder nicht. »Nein, das kannst du mir nicht unter die Weste jubeln, John, das ist doch lächerlich.«

»Warum?«

»Das werde ich dir gleich erzählen, keine Sorge.« Er räusperte sich. »Wie du weißt, habe ich eine große Verwandtschaft, und meine Frau ist so ein Verwandtschaftsmensch. Nun ja, ich hatte in der letzten Woche drei Tage Urlaub und bin zu Hause stark eingespannt worden. Von meiner Schwägerin aus Liverpool waren die Kinder bei uns. Schon fast erwachsen, und deshalb wollten sie auch unbedingt etwas sehen, von dem sie bisher nur gelesen hatten. Wir waren nicht weit von hier, das heißt, die beiden und ich. Meine Frau ist nicht mitgegangen. Wir besuchten *The London Dungeon* in der Tooley Street.«

Er legte eine Pause ein, ich aber wollte mehr wissen und war auch nervös. »Weiter Tanner, weiter!«

»Nun ja, was soll ich sagen? Ich bin mit ihnen gegangen, wir haben alles angesehen, und wir entdeckten genau diese Person, die du für eine Mörderin hältst. Nur war sie nicht echt, sondern aus Wachs. Das ist alles…«

***

Ich starrte ihn mit einem Blick an, der ihn praktisch dazu zwang, sich zu amüsieren. »Wenn du wüßtest, wie du aussiehst, John, würdest du schnell den Blick wechseln.«

»Kann sein«, flüsterte ich, »muß aber nicht. Eine Frage, Tanner. Du hast dich nicht geirrt?«

»Nein, wieso? Hast du dich bei der Beschreibung der Täterin denn geirrt?«

»Habe ich nicht.«

»Eben, und ich habe mich auch nicht geirrt. Diese Frau steht als Wachsfigur im Dungeon.«

»Stand«, murmelte ich.

»Ach. Du meinst, daß sie ihren Platz verlassen hat, um die Menschen zu killen?«

»So ähnlich«, murmelte ich und dachte um einige Jahre zurück, als wir im Dungeon einen schrecklichen Fall erlebt hatten, denn da waren ebenfalls Wachsfiguren zum Leben erwacht und hatten die alten Foltermethoden in unsere Zeit übertragen. Ich hatte diese Touristenattraktion damals als Londons Gruselkammer Nummer Eins bezeichnet. Inzwischen war die Anlage vergrößert und modernisiert worden.

Ein Restaurant empfing die Gäste, und es roch in den alten Tunnelanlagen nicht mehr so muffig.

»Ich warte noch auf eine Antwort, John.«

»So wird es wohl gewesen sein.« Tanner schwieg.

»Glaubst du mir nicht?« fragte ich nach einer Weile.

Mit einem Taschentuch wischte er sich den Schweiß von der Stirn. »Was ich glaube, spielt keine Rolle. Und bei dir sowieso nicht. Ich habe gelernt, daß es Dinge gibt, über die es sich nicht lohnt, großartig zu diskutieren. Aber eins weiß ich inzwischen. Wenn du dich so reinhängst, glaube ich, daß wir im Dungeon suchen sollten.«

»Stimmt nur zum Teil, Tanner.«

»Wieso? Machst du jetzt einen Rückzieher?«

»Überhaupt nicht.«

»Was hast du dann?«

»Ich werde suchen, nicht *du*. Und zwar werde ich nach Feierabend suchen.«

»Das bleibt dir überlassen.«

»Allerdings möchte ich dich noch fragen, ob dir wirklich nichts aufgefallen ist?«

»Nein, John. Die Figur war wie alle. Sie sah täuschend echt aus, aber durch ihren Körper floß kein Blut. Sie war auch kalt oder kühl, so wie Wachs eben sein kann. Ich habe sie berührt. Ich streichelte ihr Gesicht, daran kann ich mich erinnern. Die Halbwüchsigen amüsierten sich natürlich über die Kleidung. Du kannst dir ja vorstellen, welche Bemerkungen sie machten, aber das war auch alles.«

Godwin de Salier wollte durch ein lautes Räuspern auf sich aufmerksam machen, was er auch schaffte.

»Bitte, entschuldigt, wenn ich euer Gespräch störe, aber ich möchte mich verabschieden, wenn ich darf.«

»Wo willst du denn hin?« fragte ich.

»Ins Hotel, wo der Abbé wartet. Es ist etwas viel für mich gewesen, John, das wirst du verstehen können. Ich kann die Gewalt so einfach nicht verkraften.«

»Brauchst du ihn noch?« fragte ich Tanner.

»Nein, du reichst mir.«

»Danke.«
Der Bretone verabschiedete sich. Gern ließ ich ihn nicht gehen, war aber auf der anderen Seite froh, daß er mich nicht begleiten wollte. Er würde an dieser Rückkehr der Carlotta genug zu knacken haben.
»Wann sehen wir uns?« fragte ich noch.
»Gibst du uns Bescheid?«
»Mach ich.«
»Gut, dann viel Glück.« Er lächelte etwas schmerzlich und stieg in den Lift.
Tanner schaute ihm nach. »Wer war das denn?« fragte er.
»Godwin de Salier.«
»Kenn ich nicht.«
»Er ist mehrere hundert Jahre alt, wie auch unsere Mörderin, und er hat sie schon zu seiner Zeit über einen Balkon in die Tiefe gestürzt, doch sie überlebte auf eine geheimnisvolle Art und Weise. Und jetzt ist sie wieder zurückgekehrt.«
Tanner tippte gegen seine Stirn. »Vertust du dich nicht bei dem Alter?«
»Sicher.«
»Und dann sieht er noch so gut aus?«
»Hat sich gut gehalten, wie?«
»Sehr gut sogar. Da kann ich wirklich nur lachen. Ich glaube dir kein Wort.« Er schielte mich an.
»Oder doch?«
Ich kannte Tanner sehr gut und wußte, daß er keine Ruhe geben würde, bevor er nicht erfahren hatte, wie die Dinge zusammenhingen. Ich klärte ihn auf, und er akzeptierte.
»Ja, das ist etwas anderes. Eines aber macht mich stutzig.«
»Was denn?«
»Dir scheint die Wärme in den Kopf gestiegen zu sein, großer Geisterjäger.«
»Wie kommst du darauf?«
Er tippte zweimal gegen meine Brust. »Okay, ich bin ein wenig älter als du. Dieser Mann hat doch sicherlich ein bestimmtes Interesse daran, die Henkerin zu sehen - oder?«
»Das weiß ich nicht so genau. Die schrecklichen Morde haben ihn geschockt. Sie waren für ihn so sinnlos und sind es für mich immer noch, aber es muß einfach mehr dahinterstecken.«
»Lassen wir das mal zur Seite, John. Ängstlich sah er mir nicht aus, und ich habe vom London Dungeon erzählt. Könnte es nicht sein, daß er die Chance nutzen wird?«
Ich runzelte die Stirn. »Du meinst, daß er allein hinfährt?«
»Ja.«
Ich holte tief Luft. Eine innere Stimme sagte mir, daß ich ein Idiot

gewesen war. Godwin war engagiert. Er haßte diese Person, und der Haß hatte sich über Jahrhunderte hinweg gehalten. Er hatte gesehen, zu was sie fähig war, und ich konnte mir vorstellen, daß er sie unbedingt wiedersehen wollte.

»Du denkst nach?«

»Ja.«

»Und?«

»Hoffentlich hast du nicht recht, Tanner.«

»Da wäre ich mir nicht so sicher an deiner Stelle.«

Verdammt auch! In derartigen Situationen merkt man immer, daß man auch nur ein Mensch ist und nicht an alles denken kann. Obwohl das hier eigentlich auf der Hand gelegen hätte. Hinzu aber kam die verfluchte Hitze, die schlapp oder sogar krank machte.

»Wie stehst du dazu, John?«

»Ich gebe dir zu neunzig Prozent recht.«

»Warum nicht ganz?«

»Weil ich erst noch mit Abbé Bloch telefonieren muß. Mit dem Mann, zu dem Godwin wollte. Wenn ich noch eine Viertelstunde warte, werde ich Bescheid wissen.«

»So lange sind wir auch noch hier.«

»Okay, dann fahre ich nach unten.«

»Ja, wir sehen uns. Ich muß hier noch für den Abtransport der Toten sorgen.«

Ich stieg in den Lift und ließ mich in die Halle fahren. Dort war es zwar noch immer angenehm kühl, aber längst nicht mehr so leer, denn es hatte sich auch bei den Mitarbeitern der anderen Firmen herumgesprochen, daß hier etwas Schreckliches passiert war.

Die Leute hielten sich nicht mehr in ihren Büros auf. Sie wußten im Prinzip nichts. Die beiden Bobbies an der Tür schwiegen, und der Portier sah sich plötzlich im Mittelpunkt. Er wurde mit zahlreichen Fragen überschüttet, aber eine Antwort konnte er nicht geben.

Ich nahm in einem Sessel Platz und wartete die Zeit ab, die ich mir selbst gegeben hatte.

Es ging um eine Henkerin.

Nicht nur das.

Ich mußte gegen eine lebende Wachsfigur kämpfen, die im London Dungeon stand.

Wie war sie dort hineingelangt? Was hatte sie denn mit der englischen Geschichte zu tun gehabt?

War sie schon früher als Mörderin und Henkerin aufgetreten? Hatte man ihr deshalb dieses Denkmal des Schreckens errichtet? Es konnte sein, aber da hätte ich mich wohl beim Betreiber des Dungeons erkundigen müssen, und dazu blieb mir die Zeit nicht.

Ich mußte hin.

Die Zeit wollte einfach nicht vergehen. Nach zehn Minuten trug man die schlichten Särge mit den Toten durch die Halle. Die Stimmen verstummten. Die Menschen erstarrten in Ehrfurcht.

Auch Tanner hatte sich der Gruppe angeschlossen. Als ich ihn sah, stand ich auf.

Er kam zu mir. »Hast du schon telefoniert?«

»Nein, ich bin ohne Wagen da. Ich werde es von deinem Fahrzeug versuchen.«

»Okay, dann komm.«

Draußen erwischte uns der Hammer. Die schwüle Luft umgab uns wie ein Gefängnis. Man konnte kaum richtig Luft holen. Zusammen mit Tanner verfluchte ich das Wetter, was aber auch nichts änderte. Wir mußten hindurch und ausgerechnet noch in Tanners Wagen, dessen Inneres einer Sauna glich. Meine Hände waren so feucht, daß mir der Hörer beinahe herausgerutscht wäre. Von einem Zettel las ich die Nummer des Hotels ab.

Eine freundliche Stimme meldete sich und verband mich rasch weiter.

Der Abbé war auf seinem Zimmer, und die Stimme klang erleichtert, als er mich hörte. »Endlich, John, ich dachte schon, es wäre etwas passiert.«

»Keine Sorge«, log ich. »Ich wollte eigentlich mit deinem Schützling sprechen.«

»Wieso das?«

»Ist er nicht bei dir?«

»Nein.«

Mein Magen zog sich zusammen. Ich spürte auch den kalten Schauer, hielt für einen Moment die Luft an und hörte den Abbé reden. »Ihr habt doch zusammenbleiben wollen - oder nicht?«

»Das schon. Aber Godwin wollte zu dir ins Hotel. Die Hitze in der Stadt setzte ihm arg zu.«

»Das kann ich gut verstehen.«

»Dann ist er noch nicht eingetroffen?«

»Nein, das sagte ich dir, John. Aber jetzt möchte ich von dir wissen, was wirklich passiert ist. Du kannst mich nicht hinters Licht führen. Da hat es doch Ärger gegeben.«

»Ein wenig.«

»Mit Godwin?«

»Nicht direkt mit ihm. Er hat nur etwas entdeckt, das mit seiner Vergangenheit zu tun hat.«

»Was denn?«

»Ich gebe dir eine Antwort. Allerdings nur in Stichworten, denn ich habe wirklich keine Zeit, wie du sicherlich verstehen wirst, Abbé.« Er hörte zu, und als ich fertig war, da schnaufte er durch den Hörer.

»Himmel, das kann ins Auge gehen.«
»Stimmt. Deshalb muß ich mich beeilen.«
»Soll ich…?«
»Nein, Abbé, nein. Das habe ich verbockt, und ich werde die Kastanien aus dem Feuer holen.«
»Zieh aber Handschuhe an, John.«
Bei Tanner bedankte ich mich für das Telefon, dann verabschiedete ich mich von ihm. Er drückte mir die Hand. »Sieh zu, daß du die Henkerin stellst. Und wenn du Hilfe brauchst, sag es jetzt, wir machen mit.«
»Nein, da muß ich durch. Diese Person ist kein normaler Mensch mehr. Sie wird deshalb auch nicht so leicht zu fassen sein. Aber darüber reden wir später.«
»Wie kommst du dorthin?«
»Mit einem Taxi…«

***

Und ein Taxi hatte sich auch der Bretone genommen, der gar nicht daran gedacht hatte, in das Hotel zurückzufahren und mit dem Abbé zu sprechen. Er fühlte sich nicht gut. Selbstzweifel quälten ihn, und er gab sich indirekt die Schuld an den Taten der Henkerin. Hätte er sie damals auf eine andere Art und Weise vernichtet und wäre er nicht weggelaufen, dann wäre dieses Grauen nicht passiert. Er konnte sich auch keinen Grund für die Taten vorstellen. Sie waren einfach zu sinnlos, aber sie hatte möglicherweise ein Motiv besessen.
Bis zur Tooley Street war es nicht weit, und der Fahrer hatte kein glückliches Gesicht gemacht.
De Salier zahlte und stieg aus. Es war schon relativ spät für einen ausgedehnten Besuch.
Dementsprechend kurz war auch die Schlange vor dem Eingang, das heißt, sie bestand aus zwei Jugendlichen, die Rucksäcke auf ihren Rücken trugen.
Godwin stellte sich hinter sie und las die Schilder. Man warnte Eltern davor, ihre Kinder mitzunehmen, aber es gab auch reißerisch aufgemachte Texte, die die Besucher antörnen sollten.
Die britische Geschichte wurde auf eine etwas ungewöhnliche Art und Weise glorifiziert. Er las überunheimliche Gewölbe in denen lebensgroße Szenen von Königen, Bürgern, Bettelleuten und Dieben nachgestellt worden waren. Der Besucher konnte die schrecklichen Legenden erleben, die das frühe Mittelalter bestimmten, aber auch die Reformationszeit, die Folterqualen im Tower, Hexerei und Dämonologie. Die Kraft des Teufels war überall vorhanden, und bestimmte Beleuchtungseffekte sorgten dafür, daß sich jeder Besucher so richtig in die andere Zeit zurückversetzen konnte.

Wäre es nicht so ernst gewesen, hätte de Salier darüber gelacht, aber das konnte er nicht, auch wenn er aus einer Zeit stammte, die in diesem Gewölbe nachgestellt worden waren.

Die beiden Rucksacktouristen waren verschwunden. Er trat an die Kasse heran, kaufte eine Karte und stellte eine Frage, als er das Wechselgeld einstrich.

»Können Sie mir sagen, Sir, wo ich die Henkerin finde?«

Der Mann, der sich durch die Ansprache geschmeichelt fühlte, runzelte die schweißbedeckte Stirn.

»Welche Henkerin? Davon gibt es mehrere. Und jede ist einmalig.«

»Die mit der Machete.«

»Hm.« Er überlegte. »Mehr wissen Sie nicht?«

»Na ja.« Er räusperte sich. »Sie - sie ist fast nackt. Sie hat auch eine Maske auf, und sie ist mit einer Machete bewaffnet.«

Der Mann hinter der Kasse grinste. »Du stehst wohl auf so etwas, wie?«

»Bitte?« Godwin schüttelte den Kopf. »Ich begreife Sie nicht so ganz. Was soll das?«

»Schon gut. Aber ich weiß, wen Sie meinen. Das ist die wilde Carlotta: Wir haben Sie so genannt.«

»Richtig, so lautet ihr Name.«

»Die sieht aber nicht so schlimm aus.«

»Ich weiß, und darum geht es mir auch nicht. Ich möchte sie nur sehen. Ich schreibe über die Vergangenheit, und da hole ich mir die Informationen überall her.«

»Das ist auch vernünftig. Wenn Sie Carlotta sehen wollen, müssen Sie gut zu Fuß sein.«

»Bin ich.«

»Sie steht ziemlich weit hinten. Gehen Sie am besten ganz durch.«

»Danke.«

»Keine Ursache. Beeilen Sie sich aber, wir schließen bald.«

»Klar, ich weiß.« Der Bretone drehte sich von der Kasse weg und war sehr froh darüber, daß er in den letzten Monaten auch die englische Sprache gelernt hatte.

Dann betrat er das Gewölbe des Schreckens.

Er mußte eine Treppe hinab. Die Beleuchtung wurde schwächer, die Düsternis holte das Licht ein.

Eine unheimliche Atmosphäre war bereits jetzt zu spüren.

Er hatte den Eindruck, das Blut, das verwesende Fleisch und all die Ausdünstungen riechen zu können, schüttelte sich, gab sich aber einen Ruck und betrat diese völlig andere Welt.

Er wollte nicht hinschauen, aber ein Gefühl zwang ihn einfach dazu.

All die fürchterlichen Szenen waren exakt beleuchtet worden. Mal im Halbdunkel gelassen, dann wieder von einem grellen Punktstrahler

erhellt. Manche Figuren leuchteten von innen oder wurden durch Laserlicht verfremdet. Alle Qualen der Welt, standen dem Gefolterten ins Gesicht geschrieben, wenn sie geteert, zersägt, oder regelrecht zerhackt wurden. Da hatte man auch auf Frauen keine Rücksicht genommen.

Von der Decke hingen gitterartige Eisenkörper, in denen Gestalten steckten, die zum großen Teil schon vermodert waren. Mit Lumpen bedeckte Skelette zwängten ihre knöchernen Gesichter zwischen die Gitterstäbe.

Er begriff nicht, daß Menschen an diesen Dingen Spaß haben konnten. Daß sie es hatten, war zu sehen und auch zu hören, denn einige Besucher rissen noch ihre Witze und kamen sich unheimlich toll vor.

Der Bretone passierte einen Scheiterhaufen, der im Innern glühte, kam an winzigen Käfigen vorbei, in denen Menschen steckten. Er sah aufgespießte Frauen, denen eine rote Masse aus den Mäulern rann, und er drängte sich immer mehr in den Hintergrund der unheimlichen Landschaft, wo er die Person finden konnte, auf die es ihm ankam.

Carlotta!

Es war unmöglich, wenn man darüber nachdachte, aber das durfte man nicht. Da war es schon besser, wenn man die Gesetze des Teufels akzeptierte, nur er hatte die Macht, dieses Grauen zu verbreiten, und er mußte es auch gewesen sein, der Carlotta zu diesen schrecklichen Taten angestiftet hatte. Warum er das tat, wußte der Bretone nicht. Er hatte sich nicht so stark mit ihm beschäftigt, aber der Teufel verbreitete bei ihm schon eine gewisse Furcht.

Auch jetzt schaute er sich immer wieder um. Weniger, um die Szenen zu sehen, sondern deshalb, weil er sich auf irgendeine Art und Weise verfolgt und beobachtet fühlte.

War man hinter ihm her?

Oder waren die anderen schon da? Geheimnisvolle Wesen aus dem Jenseits, die einzig und allein den Befehlen des Satans gehorchten…

Er rechnete mit allem, auch mit einer Falle, und er dachte auch an John Sinclair, den er so eiskalt hatte auflaufen lassen. Er hatte ihn belogen, aber in dem Augenblick hatte er einfach so handeln müssen, weil er sich verantwortlich fühlte.

Er hatte sie damals nicht richtig vernichtet. Das mußte er nachholen, drei Leichen hatte sie hinterlassen, und wenn er jetzt durch ihre Waffe starb, konnte er auch nichts daran ändern.

Dann hatte er jedoch sein Gewissen beruhigt.

Wo fand er sie?

Er blieb stehen und schaute sich um. In der Nähe lag eine Frau auf einer Streckbank. Das Opfer war so stark angezogen worden, daß sich der Körper sogar aufgebäumt hatte. Das Gesicht war eine Maske des

Schreckens, und aus den weit geöffneten Augen, in denen das Weiße schimmerte, sickerten Blutfäden hervor.

Schaudernd wandte er sich ab.

Der Geruch hier unten war noch schlimmer als die Hitze draußen. Zumindest empfand Godwin das so. Es war zwar nicht so heiß, aber es kam etwas anderes hinzu.

Das alte Gewölbe schien tatsächlich den Moder und den Gestank der Jahrhunderte aufgefangen zu haben, um es nun durch die Poren wieder abzugeben. Der Gestank legte sich überall hin. Es gab keine Stelle, die er nicht fand. Er schmeckte ihn im Mund, er klebte am Gaumen, auch auf der Zunge, er setzte sich in seinem Haar fest, er umklammerte seine Kleidung.

Godwin de Salier suchte weiter.

Wo steckte Carlotta?

Eine Gehängte sah er. Die Frau war nackt, ihr Körper mit Wundmalen übersät. Sie selbst hing in einer Schlinge, den Kopf schräg, den Körper nach unten gedrückt, und irgendein Windzug sorgte dafür, daß sie sich sogar leicht bewegte.

De Salier passierte sie und hatte das Gefühl, von ihr gestreift zu werden.

Dann erschrak er.

Aus einer Nische erschienen zwei Gestalten: Besucher, Kids, die ihre Gesichter bleich angemalt hatten und wie Gespenster aussahen. Sie lachten den Bretonen aus und amüsierten sich über sein Erschrecken.

Sie streckten ihm die Zungen heraus und huschten weiter, um anderen Besuchern Angst zu machen.

Ihre weißen Gesichter leuchteten in dem UV-Licht der Gänge geheimnisvoll auf.

De Salier wartete, bis sich sein Herzschlag wieder normalisiert hatte. Er gestand sich ein, viel zu nervös zu sein. Er mußte ruhiger werden, viel ruhiger, dann würden die Dinge von ganz allein laufen. Nervosität brachte nichts.

Er ging dorthin, wo die Kids hergekommen waren. So betrat er wieder ein Gewölbe des Schreckens, wobei er sich darauf verließ, daß es das letzte war und er sein Ziel hier finden würde.

»Carlotta…« Er sprach den Namen leise aus und spürte auf seinem Rücken das Kribbeln. Es gab in seinem Leben keine Gestalt, die er so haßte, und er spürte wieder die Ströme durch seine Adern schießen. Er wollte sie sehen, auch dann, wenn sie lebte, und er würde versuchen, ihr die Waffe aus der Hand zu winden.

Dazu mußte er sie überraschen.

Wohin?

Er schaute nach vorn, wo ein Arzt des Mittelalters dabei war, einem Patienten ein Bein zu amputieren. Der Patient saß auf einem Stuhl,

das Bein selbst war auf einem Holzbrett festgeschnallt worden. Die Amputation wurde ohne Betäubung durchgeführt, wie am Gesicht des Patienten abzulesen war.

Er ging daran vorbei.

Links leuchtete ein düsteres Licht. Der rötliche Schein eines Feuers fiel von der Decke und erfaßte mehrere Szenen zugleich. Schatten bewegten sich, aber nicht lautlos, denn es waren die Tritte der Besucher zu hören.

Eine helle Stimme schrie plötzlich auf. Da hatte jemand Angst bekommen. Der Schrei war hinter dem düsteren Licht aufgeklungen, und Godwin de Salier wollte nachschauen.

Ihn interessierte nur diese eine Stelle, deshalb sah er sich die anderen Szenen erst gar nicht an, und er hörte die Stimme eines jungen Mannes. »Stell dich doch nicht so an!«

»Was heißt hier anstellen?« rief die Frau zurück. »Die hat mich berührt.«

»Eine Wachsfigur, wie?«

»Ja, eine Wachsfigur. Scheiße auch! Schau dir doch das Blut an. Da ist eine Wunde. Gib mir mal ein Taschentuch. Oder hast du ein Pflaster?«

»Das habe ich nicht.«

»Kann ich mir fast denken. Du hast ja nie was.«

»Mach dich doch nicht irre, nur weil du einen Kratzer abbekommen hast, verflucht!«

»Sei ruhig.«

Godwin de Salier war stehengeblieben. Er starrte vor sich hin, aber seine Gedanken schlugen regelrechte Wellen.

Da war eine Frau verletzt worden, und das nicht ohne Grund. Wenn sie von einer Bewegung der Wachsfigur gesprochen hatte, wollte er ihr das sogar glauben.

»Carlotta, ich habe dich!« flüsterte er, und seine Furcht war plötzlich verschwunden.

Er glaubte fest daran, daß es auf ihn ankam. Auch wenn er sie noch nicht sah, wußte er doch, wie er in ihre Nähe gelangte. Er brauchte nur dem Klang der Stimmen zu folgen, denn das Paar stritt sich noch weiter. Die Frau beschwerte sich darüber, daß ihr Angetrauter nicht behutsam genug mit ihrer Wunde umging, dann aber war sie doch zufrieden und wollte weitergehen.

Das klappte nicht.

Plötzlich stand Godwin vor ihnen. So rasch, daß sich beide erschraken. »He, wo kommen Sie denn her?« flüsterte der Mann. Er war klein, trug eine knielange Khakihose und hatte seine Hände in die Hosentaschen gesteckt. Vor der mageren Brust baumelte eine Kamera. Das bunte Hemd war mit Schweißflecken bedeckt.

Seine Frau überragte ihn. Eigentlich war das Paar wie prädestiniert für das Witzblatt.

»Ich bin ein Besucher.«

»Ja, schon gut.«

»Was ist denn mit Ihrer Frau?«

»Wieso, was soll sein?«

»Ich hörte sie schimpfen.«

Der Mann winkte ab. »Halb so schlimm, sie hat sich irgendwo gestoßen und blutet am Arm.«

Das wollte die Person auf keinen Fall auf sich sitzenlassen. »Moment mal, Rudy, ich habe mich nicht gestoßen, ich habe mich sogar sehr vorsichtig bewegt. Die Wunde hat einen anderen Grund. Auch wenn ihr beide mich jetzt für verrückt haltet, da hat sich jemand bewegt.«

»Hör doch auf, Edith, du machst den Herrn ja konfus!«

»Nein, nein, Sir, macht Ihre Frau nicht. Sagen Sie, Madam, stimmt das wirklich?«

»Ich lüge nicht!«

»Um Himmels willen, das habe ich auch nicht behauptet. Ich hätte nur gern gewußt, wo es passiert ist.«

Auch wenn Rudy die Augen verdrehte, seine Frau war froh, einen Zuhörer zu haben, und sie erklärte Godwin haargenau, wo ihr das Mißgeschick widerfahren war.

»Bei einer Frau?«

»Ja, gehen Sie nach rechts.« Sie zeigte dorthin. »Die sieht ja schlimm aus, ist fast nackt und mit einem so komischen Ding bewaffnet.«

»Einer Machete, Edith.«

»Ist ja auch egal.«

»Und diese Machete hat Sie berührt?«

»So ist es gewesen. Auch wenn es mein Mann, dieser Dummkopf, nicht wahrhaben will, aber ich bleibe dabei.«

»Danke, Madam.«

»Sie wollen hin?«

»Sicher, ich habe ja bezahlt.«

»Dann geben Sie acht, daß Ihnen nicht das gleiche passiert. Man kann nie wissen. Ich werde mich übrigen beschweren, Rudy, darauf kannst du dich verlassen.«

»Tu, was du nicht lassen kannst aber ohne mich. Ich will mich nicht lächerlich machen.«

Die beiden gingen weiter, aber Godwin blieb noch stehen. Er schaute sich um, weil er sehen wollte, ob sich noch andere Besucher in der Nähe aufhielten.

Entdecken konnte er keine. Wenn er Stimmen hörte, dann waren sie weiter entfernt.

Es war soweit.

Ein paar Schritte noch, dann hatte er das Ziel erreicht. Tief atmete er durch, auch wenn die Luft so mies war, aber das mußte er einfach durchstehen.

Er verließ den rötlichen Lichtschein, schritt an einer anderen Szene vorbei, wo ein mit Pfeilen gespickter Körper an einem Pfahl gebunden war, und er erkannte bereits Carlottas Umriß.

Sie wurde nicht von oben angestrahlt, sondern von der Seite her. Ein gräulicher Lichtschein wehte auf sie zu und umfing dabei ihre gesamte Gestalt.

Godwin war jetzt ungestört. Er hörte nicht mal, daß sich ihm jemand näherte. Es blieb still, und so konnte er sich auf die Figur konzentrieren.

Carlotta hatte sich nicht verändert.

Nach wie vor bedeckte der Stoff oder das dünne Leder ihren Körper, wobei es allerdings bestimmte Stellen frei ließ.

Er sah das Gesicht, die Haare, die Augen und natürlich auch die Machete in ihrer rechten Hand.

Die Frau vorhin hatte von einer Verletzung gesprochen, die ihr beigebracht worden war. Wenn sie recht hatte, darin mußte ja an der Machete etwas zu sehen sein.

Zwar überfiel das Licht die Figur nicht strahlend, aber es reichte aus, um den Schatten so gering wie möglich zu halten. So konnte sich Godwin auch die Machete genauer anschauen, deren Klinge blank war, aber an ihrem Ende einen dunklen Streifen aufwies.

Blut?

Er bückte sich, um genauer hinzuschauen. Der Streifen erwies sich als Schatten, er hatte sich geirrt.

Die Frau hatte sich also auch geirrt, und er wollte schon aufatmen, als er den ebenfalls dunklen Punkt auf dem Boden entdeckte.

Das war Blut.

Er glaubte fest daran. Und wenn ihn nicht alles täuschte, mußte es vom Ende der Klinge nach unten getropft sein und war schließlich auf dem Boden zerplatzt.

Also doch - oder?

Vielleicht war ihr ein Irrtum unterlaufen. Carlotta hielt die Machete so, daß man sie leicht berühren konnte, und das hatte die Besucherin möglicherweise getan.

Noch hatte sich Godwin nicht getraut, dieses Wesen zu berühren. Er fürchtete sich davor, und er fürchtete auch eine bestimmte Wahrheit, aber darüber mußte er hinwegsehen. Augen zu und durch! hieß es. Nur behielt er die Augen offen, als er den Arm ausstreckte und die Hand in die Nähe der Figur führte.

Er war aufgeregt. Zum erstenmal nach Jahrhunderten faßte er sie wieder an. Godwin erinnerte sich abermals an die Szene auf dem

Balkon, als er sie über das Gitter gekippt hatte. Die Bilder standen so plastisch scharf vor seinen Augen.

Dann war er nach unten gegangen, hatte sie zwischen den Klippen gefunden. Verbrannt, in Rauch eingehüllt. Und jetzt stand sie hier, als wartete sie darauf, angefaßt zu werden.

Ja, er tat es.

Der erste Kontakt!

Er spürte den dünnen Stoff. Das war nicht Sinn der Sache. Deshalb ließ er die Finger über den Stoff hinweggleiten und näherte sich dem Bauchnabel der Person. Er und seine Umgebung lagen frei. Da konnte er den Körper oder das Wachs berühren.

Was war es nur?

Godwin kam damit nicht zurecht. Es war kein normaler Körper, denn die menschliche Haut fühlte sich anders an. Unter den Fingerkuppen spürte er eine gewisse Härte und zugleich auch eine neutrale Temperatur. Er konnte die »Haut« nicht ziehen, sie nicht auseinanderzerren, sie nicht zusammendrücken, sie blieb so starr und auch so glatt.

Also doch Wachs.

Er hatte damit gerechnet und hätte eigentlich beruhigt sein können, aber er war es nicht. Obwohl es ihm nicht in den Kopf wollte, daß lebende Wachsfiguren existierten, dachte er auch daran, daß es gerade bei dieser Person so sein konnte. Auch wunderte er sich, daß sie ohne weiteres dieses Gewölbe verlassen hatte, ohne von jemandem gesehen zu werden. Da kam einiges zusammen, bei dem ihm der Überblick fehlte.

Oder war das Wachs nur über den normalen Körper gegossen worden? Befand sich darunter eine Leiche?

Godwin de Salier wurde jetzt mutiger. Seine Hand wanderte an der Gestalt entlang, sie näherte sich den Brüsten.

Er würde sie anfassen können und…

Godwin spürte das Zucken.

Nicht bei ihm, sondern bei der Gestalt. Er hatte damit zwar gerechnet, sich aber irgendwie nicht richtig darauf eingestellt, und so sorgte das Zucken bei ihm für eine Gegenreaktion, denn er huschte einen halben Schritt zurück.

Die Henkerin reagierte.

Das Zucken war nur der Anfang gewesen, denn plötzlich bewegte sie ihren Arm und schwang ihn herum. Mit ihm hob sie auch das Schwert an, die Klinge schlug den Bogen, und de Salier kam sich in diesen Augenblicken wie versteinert vor.

Er kam nicht vom Fleck.

Diese plötzliche Bewegung hatte ihn einfach überrascht und zugleich starr gemacht.

Das Schwert erwischte ihn.
Es hätte sogar seinen Hals durchschlagen können, aber dicht davor kam sie zur Ruhe. Nur spürte er den Hauch, und Godwin wußte auch, was er zu tun hatte.
Er durfte sich nicht bewegen…

***

Ich ärgerte mich noch immer über meine eigentliche Unzulänglichkeit und die damit verbundenen Denkfehler. Ich wußte nicht, ob ich es nur auf die Hitze hatte schieben sollen, es lag auch ein Großteil an mir. Ich war einfach nicht offen genug gewesen. Ich hatte mich ablenken lassen. Meine Gedanken hatten sich um alles gedreht, aber nicht um die Dinge, die tatsächlich wichtig gewesen waren.
Daran, daß ich eigentlich Urlaub hatte, konnte es nicht liegen. Die Gedanken sollte man schon beisammen behalten.
The London Dungeon!
Ich wußte genau, was es bedeutete, wenn gewisse Dinge plötzlich auf magische Art und Weise pervertiert wurden. Das hatte ich vor Jahren erlebt, und es war verdammt schlimm gewesen.
Der normale Besucher ahnte natürlich nichts davon. Er freute sich auf das, was er zu sehen bekam, er konnte die Schrecken miterleben, und er konnte im Dungeon sogar auf den Spuren Jack the Rippers wandern, der zwischen dem 31. August und dem 9. November 1888 das Londoner Eastend durch seine Morde in Angst und Schrecken versetzt hatte.
Das Eastend war aufgebaut und der blutige Weg des Rippers genau nachgezeichnet worden.
Allerdings glaubte ich nicht daran, daß ich die Henkerin dort finden würde. Den Weg konnte ich mir sparen und in die anderen Gewölbe hineingehen, wo, das Kochen, das Enthaupten, das Ertränken zur blutigen Ausstellungswahrheit geworden war.
Auch mit Besuchern und deren Reaktionen mußte ich rechnen. Die Menschen verhielten sich unterschiedlich, trotz der aufgestellten Warnungen. Manche bekamen doch Angst, schrieen oder verließen das Gewölbe so rasch wie möglich. Andere litten auch, sie aber gaben es nicht zu, sondern kompensierten das Gefühl durch überlautes Gelächter.
Da reagierte eben jeder anders, und wenn ich daran dachte, daß die Henkerin unter Umständen Amok laufen konnte, wurde mir ganz anders. Ich hatte mich von einem Kollegen hinbringen lassen und ihn wieder zu seinem Chef, Tanner, zurückgeschickt.
Der Mann an der Kasse machte einen müden Eindruck, als er mir die Karte zuschob und das Geld kassierte. »Da müssen Sie sich aber beeilen, Mister, es wird gleich geschlossen. Alles werden Sie nicht

mehr sehen können. Sie hätten früher kommen müssen.«

»Weiß ich.«

»Ach ja?«

»Mir geht es auch um andere Dinge.«

»Um welche denn?«

»Können Sie sich an folgenden Mann erinnern?« Ich gab ihm eine Beschreibung des Betroffenen und sah, wie sich die Augen des Kassenknaben weiteten.

»Das kann ich sogar.«

»Wann kam er?«

»Weiß ich nicht genau.«

»Ungefähr.«

Er hob die Schultern. »Vor einer halben Stunde vielleicht. Kann auch länger hergewesen sein. So genau bin ich darüber nicht informiert. Ehrlich nicht.«

»Hat er sonst noch etwas gesagt?«

Da ich der einzige Besucher war und der Mann wohl gern reden wollte, erhielt ich die Antwort. »Er erkundigte sich nach der Henkerin. Ich habe ihm darauf erwiderte, daß wir mehrere zur Auswahl hätten, aber er wollte eine bestimmte.«

»Die halbnackte, nicht wahr?«

»Ja, Mister, ja.«

»Und?«

»Es gibt sie. Wenn Sie die Frau sehen wollen, müssen Sie gut zu Fuß sein. Daß habe ich Ihrem Freund auch gesagt. Da müssen Sie nämlich bis ins letzte Gewölbe.«

»Das wird kein Problem sein.«

»Sagen Sie das nicht. Man kann hier nicht so einfach durchhuschen und sich dem Schrecken entziehen.«

Ich schnitt ein anderes Thema an. »Wie lange steht die Figur denn schon hier?«

»Noch nicht sehr lange.«

»Ach ja?«

»Sie ist erst zwei Wochen da.«

»Und warum hat man sie hingestellt? Was hat sie mit der englischen Geschichte zu tun?«

»Weiß ich nicht. Steht auch noch nicht in einem Prospekt. Das wird erst in den neuen so sein. Sehr blutrünstig sieht sie ja nicht aus, sie hält nur ihre Waffe fest.«

»Danke.«

»Beeilen Sie sich trotzdem.«

»Ach so, eine Frage hätte ich noch. Sind eigentlich viele Besucher im Gewölbe?«

»Nein, nicht mehr.«

»Das ist sehr gut« freute ich mich. Und ich meinte es ehrlich. Wenn es zu einem Amoklauf der Henkerin kam, dann sollten möglichst keine Fremden mit hineingezogen werden.

Mit diesem Gedanken betrat auch ich die Welt des Grauens, des Todes und des Blutes…

***

»Endlich - endlich ist es soweit! Sehr lange habe ich darauf warten müssen…«

Der Bretone hörte die Stimme und konnte sich nicht vorstellen, daß eine Wachsfigur mit ihm gesprochen hatte. Es war einfach zu unwahrscheinlich, es paßte nicht in sein Weltbild hinein, es paßte überhaupt nicht in das Weltbild eines Menschen, ob er nun aus der Vergangenheit oder der Gegenwart stammte.

Aber er hatte sich nicht verhört, und er merkte, wie etwas seinen Rücken hochkroch, das er mit einem dichten Gefühl der Furcht verglich. Ja, es war die tiefe Furcht vor der Gestalt und auch vor der Waffe, mit der sie bereits geköpft hatte.

Auf der anderen Seite aber begann er zu überlegen, nachdem er den ersten Schwall der Panik verdaut hatte. Er dachte darüber nach, da sie ihn noch nicht sofort töten wollte. Wahrscheinlich mußte sie etwas loswerden, eine Botschaft vielleicht, und deshalb hatte sie auch noch nicht zugeschlagen.

Er wartete ab.

Er hörte sie nicht atmen, aber etwas raschelte, als sie mit der freien Hand über ihren Körper fuhr, und in dieses Rascheln hinein hörte er ihr leises Lachen, das schließlich in einer Frage mündete.

»Bist du nicht überrascht, Godwin?«

»Das bin ich.«

»Und du hast sicherlich Fragen.«

»Ja, das auch.«

»Wir haben noch Zeit. Ich habe mir Zeit für dich genommen. Wenn du willst kannst du sie stellen.«

Die Fragen hatten sich bei ihm die ganze Zeit über aufgedrängt. Aber jetzt, wo er sie direkt stellen sollte, kamen sie ihm nicht so recht über die Lippen. Er stotterte, als er flüsterte: »Wie, wie - hast du denn überlebt?«

»Ich wußte, daß du es mich fragen würdest. Aber wie hast du überlebt?«

»Man hat mich aus meiner Zeit herausgeholt.«

»Das ist etwas anderes, als bei mir.«

»Aber du warst tot, nicht wahr?«

»Wann?«

»Als ich dich in die Tiefe warf.«

Carlotta nahm sich mit der Antwort Zeit. Sie gab dem Mann eine Chance, sich umzuschauen. In seiner unmittelbaren Umgebung entdeckte er keine Bewegung. Zum Glück nicht. Zwar hörte er noch Stimmen der Besucher, auch ein fernes Lachen, das aus einem Lautsprecher drang, vermischt mit anderen Schreien, aber dies spielte sich in den weiter vorn liegenden Gewölben ab.

»Da hast du es geglaubt, nicht?«

»Ich sah dich liegen.«

Carlotta kicherte. »Ja, ich habe da gelegen. Ich war bestimmt zerschmettert.«

»So sah ich dich.«

»Und was noch?«

»Du hast gebrannt!« flüsterte er. »Du hast richtig gebrannt. Aber nicht von außen, sondern von innen. Du bist verkohlt, als sollte deine Leiche so aussehen, wie deine Seele gewesen ist. Verkohlt, schwarz und auch verbrannt.«

Die Henkerin freute sich, denn sie lachte dazu. »Du hast sehr gut hingeschaut, mein Freund, das muß man dir lassen. Und eigentlich stimmt alles. Ich bin verbrannt, mein Körper sollte zerstört werden, aber der Geist wurde es nicht. Er wanderte zu demjenigen, dem ich mein Leben geweiht hatte. Kannst du dir denken, wer es gewesen ist?«

»Der Teufel?«

»Genau der!« sagte sie lachend. »Es ist der Teufel gewesen. Der Herrscher der Hölle. Mein gewaltiger Freund und auch Beschützer. Er und kein anderer.«

»Was tat er?«

»In seinem Reich überlebte meine Seele. Sie blieb darin gefangen und war trotzdem glücklich. Ich habe zu schätzen gelernt, was mir der Teufel bedeutete. Er hatte mir Rache angedroht, und ich war sicher, daß es sich dabei nicht um leere Worte handelte. Du siehst, jetzt ist es eingelöst worden.«

»Wie konnte das geschehen?«

»Man stellte mich als Wachsfigur auf.«

»Warum?«

»Weil Menschen geforscht hatten. Es gibt immer wieder welche, die nach großen Bluttaten in der Geschichte suchen. Ich hatte einige hinter mir, denn ich habe all meine Liebhaber, die ich vor Don Alfonso, meinem Gatten, gehabt hatte, getötet. Ich habe sie alle gekillt. Ich schlug ihnen die Köpfe ab und warf sie ins Feuer. Es war alles wunderbar gemacht, und ich habe nicht nur in Spanien gelebt. Ich bin auch nach England gekommen, wo ich unter einem anderen Namen lebte.«

»Aber so alt bist du nicht gewesen…«

»Doch, ich war alt. Ich war sogar sehr alt. Oder zählt man bei

Teufelsdienerinnen wirklich die Jahre? Der Satan hatte mir die Schönheit gegeben, der Satan reichte mir die Jugend, und ich habe in seinem Namen getötet. Er bekam die Seelen der Toten, und er nahm sie auf in sein gewaltiges Reich, um es zu stärken.«

»Und später?«

»Kam mein angebliches Ende. Du hast dafür gesorgt, aber der Teufel streckte mir wieder seine Hand entgegen. Er drohte mir mit Rache, die ich auch gehabt hätte, denn ich war dir bereits auf der Spur, als du gegen die Ungläubigen gekämpft hast. Ich hätte dich dann sicher bekommen, doch da bist du verschwunden. Man hat dich einfach weggeholt und mir die Möglichkeit der Rache genommen.«

»Das stimmt.«

»Nun bin ich wieder da. Ich habe mich voll und ganz in die Hände des Teufels begeben, denn er wußte Bescheid. Er hat mich geformt. Er hat dafür Sorge getragen, daß ich hier aufgestellt wurde. Dank seiner gewaltigen Kräfte fiel es ihm leicht, die entsprechenden Menschen davon zu überzeugen.«

»Jetzt tötest du weiter. Für ihn?«

»Ja.«

»Du hast drei Leichen hinterlassen…«

»Ich mußte es tun. Ich bin ja zugleich ein Modell geworden. Auch das hat der Teufel geschickt eingefädelt. Ich mußte in die heutige Zeit hineinpassen. Ich war perfekt, ich hatte einen perfekten Körper, und niemand merkte, daß ihn keine Haut umspannte, sondern Wachs.«

»Auch ein Produkt des Teufels?«

»Sicher. Er hat eben an alles gedacht, und ich bin seine perfekte Dienerin.«

Das sah der Bretone auch so. Und er sah auch seine Chancen allmählich davonschwimmen. Wenn Carlotta bei anderen keine Rücksicht gekannt hatte, warum dann bei ihm, dem Mann, der sie getötet hatte?

Ein dicker Tropfen Schweiß rann über seinen Rücken und hinterließ eine kalte Bahn. Er merkte, wie sich die Stelle an seinem Rücken zusammenzog, und wenn er atmete, dann tat er es durch die Nase, was mit schnaufenden Geräuschen verbunden war.

Die Klinge berührte noch immer seinen Hals. Sie war längst nicht mehr so kühl, sondern hatte bereits die Wärme des Körpers angenommen. Sie lag dort wie ein scharfes Messer, das nur leicht bewegt zu werden brauchte, um die Wunde zu schneiden.

Daß Carlotta schwieg, gefiel ihm gar nicht. Er ahnte, daß sein Tod dicht bevorstand. Godwin schielte nach rechts. So konnte er den Körper der Henkerin sehen, die sich nicht bewegte.

»Willst du noch etwas wissen?«

»Ja.«

»Dann frag. Ich gebe dir eine kleine Galgenfrist.«
»Wie wirst du dein Leben weiterführen?«
Sie amüsierte sich über die Frage. »Das ist sehr einfach. Ich habe hier meinen Platz gefunden und werde ihn hin und wieder verlassen, wenn der Teufel es will.«
»Dann wirst du töten?«
»Ja, wie die drei in der Agentur. Ich habe sie dem Satan versprochen gehabt, und für mich wurde es Zeit, das Versprechen einzulösen.«
Godwin schauderte. Es war viel auf ihn eingestürmt. Er konnte all dieses Grauen nicht richtig fassen und flüsterte: »Du redest nur vom Satan, Carlotta, kennst du ihn?«
»Gut sogar.«
»Wie sieht er aus? Hat er ein Gesicht? Hat er einen Höcker oder ein riesiges Geschlechtsteil…?«
Sie lachte ihn leise aus. »So ist er in deiner Zeit beschrieben worden, so haben ihn sich die Menschen vorgestellt, aber er ist anders, ganz anders.«
»Wie anders?«
»Man kann ihn nicht beschreiben, denn er hat keine echte Gestalt, er ist einfach da. Er ist der Teufel! Wenn die Menschen es so wollen, dann zeigt er sich ihnen, wie sie ihn sich vorgestellt haben. Aber er kann auch anders. Ich habe ihn als einen Kavalier kennengelernt, als einen Verführer, dem die Weiber zu Füßen lagen. Ich kenne seine wilden Feste, über die du dir kein Bild machen kannst. Ich kenne sein Reich…«
»Das Feuer dort?«
»Es muß nicht immer das Feuer brennen. Auch das haben sich die Menschen vorgestellt. Er kann es lodern lassen, das ist für ihn überhaupt kein Problem, aber die Menschheit macht sich schon einen falschen Eindruck von ihm.«
»Ich werde ihn nicht kennenlernen!« sagte der Bretone.
»Das weiß ich nicht.«
»Er wird meine Seele nicht bekommen, das schwöre ich dir. Nein, ich bin gegen ihn.«
»Das sagen viele. Aber keine Sorge, er hat dich mir überlassen. Ich werde gleich zuschauen, wie du stirbst. Und es wird mir ein großes Vergnügen sein, deinen Kopf rollen zu sehen. Der Horror hier ist unecht, ich werde dafür sorgen, daß er echt wird.«
Die Angst kam. Sie schoß in ihm hoch. Godwin krampfte sich innerlich zusammen. Jetzt, wo sich beide nicht mehr unterhielten, wurde ihm bewußt, in welch einer schwierigen Lage er sich befand.
Aus eigener Kraft würde er da nicht mehr herauskommen.
Trotz der Angst versuchte er es. »Du wirst nicht entkommen, Carlotta. Man wird dich finden, das weiß ich genau. Ich bin nicht

allein. Ich habe Freunde hier…«

»Das weiß ich.«

»Starke Freunde.«

»Nicht stärker als die Hölle.«

»0 doch, sie haben gegen sie gekämpft und…«

»Kevin, Kevin!« Die laute Stimme eines Mannes unterbrach die Unterhaltung der beiden.

»Kevin, wo bist du?«

Kevin gab keine Antwort.

Der Mann suchte wahrscheinlich seinen Sohn, der sich verdrückt hatte. Man hörte ihn fluchen, dann rief er wieder nach seinem Jungen und erklärte ihm, daß das Dungeon bald geschlossen wurde.

Kevin ließ das kalt. Er ging seinen eigenen Weg und gab auch auf ein erneutes Rufen hin keine Antwort.

Nach wie vor lastete der Druck der Klinge auf Godwins Nacken. Er bewegte nur seine Augen, denn jetzt hielt auch er automatisch nach dem Jungen Ausschau. Er dachte nicht mehr an sich, sondern nur an den anderen. Wenn der plötzlich erschien und sah, was sich hier abspielte, würde Carlotta auf ihn keine Rücksicht nehmen.

Sie hatte einen ähnlichen Gedankengang, denn sie flüsterte: »Soll er kommen, soll er nur kommen, der Kleine…«

»Himmel, willst du ihn…?«

»Jede Seele zählt!«

Godwin de Salier schloß für einen Moment die Augen. Plötzlich war sein eigenes Schicksal uninteressant geworden, es zählte nur für ihn dieser unbekannte Junge mit dem Namen Kevin.

Noch hatte er ihn nicht gesehen.

Er hörte ihn.

Schritte - tapsend, etwas unsicher.

Der Bretone öffnete die Augen und sah die Bewegung außerhalb des Lichts. Ein Schatten wanderte über den Boden, genau in seine Richtung hin.

Zum Schatten gehörte eine Gestalt. Ein Junge - Kevin!

Plötzlich war er da, blieb stehen und beobachtete mit großen Augen die Szene…

***

In diesen für ihn langen Augenblicken betete der Bretone darum, daß die Henkerin ihre Drohung nicht ausgerechnet jetzt in die Tat umsetzte.

Kein Mord vor den Augen eines Kindes!

Und Kevin war ein Kind. Um die zehn Jahre alt. Seinem Vater mußte man schon den Vorwurf machen, daß man ihn in diese schreckliche Welt mitgenommen hatte. Manche kriegten schreckliche Alpträume

oder konnten nicht mehr schlafen.

»Kevin…«

Wieder hörten sie den Ruf, aber diesmal schon weiter entfernt. Die Begleitperson war den falschen Weg gegangen.

Kevin schwieg auch weiterhin, denn er war von dem Geschehen einfach zu sehr mitgenommen und fasziniert. Er war für sein Alter normal groß, trug eine kurze, bunte Hose, ein blaues T-Shirt, Turnschuhe und hatte sich die Baseball-Mütze verkehrt herum auf den Kopf gesetzt. Obwohl er sich kaum bewegte, war ihm anzusehen, daß es hinter seiner Stirn arbeitete und er nicht wußte, was er tun oder wie er die Lage einschätzen wollte. Sicherlich überlegte er, ob das, was er sah, nun echt war oder auch nur in Wachs gegossen.

Auf dem Gesicht spiegelten sich wahre Geschichten wider. Unwissen, Mißtrauen, Furcht, Hoffnung, das alles zeichnete sich ab, und wenn der Junge etwas tat, dann ließ er sich bestimmt nicht von seinem Verstand leiten, sondern vom Gefühl.

Noch lag eine ziemlich große Distanz zwischen dem Geschehen und ihm selbst.

Kevin verkürzte sie, indem er einen Schritt nach vorn ging.

Daran konnte der Bretone nichts ändern, aber er spürte plötzlich die Furcht. Wenn der Junge weiterging, geriet er in eine direkte Gefahr, und das mußte auf jeden Fall vermieden werden.

Es fiel ihm schwer, die Worte zu sagen. Er mußte sich erst die Kehle freiräuspern, und auch dann drang nur ein Flüstern aus seinem Mund. »Bitte, Kevin, geh weg!«

Der Junge erstarrte. Zum erstenmal war er angesprochen worden. Zudem noch von einem Mann, der eigentlich nicht leben durfte, weil er doch aus Wachs war - oder?

Kevin rieb seine Hände an den Oberschenkeln trocken. »He, du - kannst sprechen?«

»Geh weg, Kevin, geh zu deinem Vater.«

»Das ist mein Onkel.«

»Dann geh zu ihm.«

»Gleich.«

»Sofort!« Godwin de Salier schwitzte Blut und Wasser, und zugleich überkam ihn das Wissen, etwas falsch gemacht zu haben. Er hätte den Jungen nicht ansprechen sollen, denn gerade durch diese Ansprache hatte er ihn neugierig gemacht.

Kevin war verlegen. Er ruckte an seiner Mütze herum. Dann wußte er nicht, ob er grinsen oder ernst bleiben sollte. Einige Male schüttelte er den Kopf, bevor er sich endlich überwunden hatte und auch sprechen konnte.

»Du bist nicht aus Wachs.«

»Nein, das bin ich nicht.«

»Und die Frau hinter dir? Die mit dem Schwert? Liegt es auf deinem Nacken?«

»Ja, mein Junge.«

»Ist sie auch nicht aus Wachs?«

»Doch«, gab Godwin flüsternd zurück und merkte, wie ihm der Schweiß in den Mund rann. »Sie ist ganz bestimmt aus Wachs.«

Kevin mußte lachen. »Super«, sagte er. »Echt cool. Warum hast du dich denn unter das Schwert gestellt? Das sieht aus, als wolltest du dich köpfen lassen.«

»Nein, aber…«

Kevin hörte nicht hin. »Ich kenne das.«

»Was? Das Köpfen?«

»Klar.«

»Und woher kennst du es?«

»Von Videospielen. Ich habe ein Spiel von einem Kopfjäger, der hinter Aliens her ist. Tolle Sache, sage ich. Mein Dad ist zwar sauer, aber ich spiele immer bei meinem Onkel, der ist noch jünger und ebenfalls Fan. Der ist der beste Köpfer…«

De Salier verdrehte die Augen. Er wußte, daß er kaum noch eine Chance hatte sich aus dieser Lage herauszumanövrieren. Kevin tat genau das, was er auf keinen Fall sollte, denn er ging im wahrsten Sinne des Wortes noch einen Schritt weiter.

So verkürzte er die Distanz zwischen ihm und dem Bretonen, der das Gefühl hatte, in einer immer enger werdenden Schlinge zu stecken. Er wußte nicht, wie er da wieder herauskommen sollte, aber Kevin interessierte sich nicht mehr für ihn, sondern mehr für Carlotta, denn er sprach jetzt von ihr.

»Die Frau sieht stark aus. Wie eine bei mir auf dem Gameboy. Die hat auch ein Schwert.«

»Das hier ist kein Spiel.«

»Ist es echt?«

»Ja.«

»Spannend, richtig spannend.« Kevin ließ sich nicht beirren. Was einem womöglich Angst gemacht hätte, war für ihn nicht mehr als ein Spiel, und er trat jetzt einen Schritt zur Seite, um gleichzeitig einen kleinen Bogen zu schlagen, denn nur so kam er an sein Ziel, das diesmal Carlotta hieß.

Sie war gnadenlos, sie diente dem Teufel und seinen Vasallen, und sie hatte zu verstehen gegeben, daß sie auch auf Kinder keine Rücksicht nehmen würde.

Kevin wußte das nicht. Er war nur neugierig, und er kümmerte sich auch nicht um die Warnung des Mannes.

»Geh jetzt, Junge! Um alles in der Welt, du mußt von hier verschwinden. Ich bitte dich.«

»Gleich, Mister, gleich.«

»Nein, sofort!«

»Erst will ich mal schauen.«

»Wohin?«

»Ich will die Frau sehen. Die hat sich gar nicht bewegt. Lebt sie, oder ist sie aus Wachs?«

De Salier kam nicht dazu, eine Antwort zu geben, denn mit dem nächsten Schritt stand der Junge bereits neben der Henkerin, und Furcht verspürte er nicht.

Er hob seine rechte Hand an und strich an den nackten Beinen der Frau entlang, die sich nicht rührte. Kevin hatte seinen Kopf in den Nacken gelegt, damit er an ihr hochschauen konnte, während die Handfläche noch immer über das Bein glitt.

Am Oberschenkel stoppte sie. »Die fühlt sich vielleicht komisch an, Mister.«

Godwin quälte sich ein »Warum?« über die Lippen.

»Die ist gar nicht so richtig komisch wie die anderen Figuren, die ich angefaßt habe.«

»Du irrst dich, Kevin.«

»Nee…«

»Doch, sie ist aus Wachs.«

Kevin schwieg, und der Bretone hoffte, daß er damit etwas erreicht hatte, doch er fiel wieder rein, denn der Junge stöhnte plötzlich auf. Es war kein Stöhnen durch irgendeinen Schmerz bedingt, es war der Laut einer Überraschung.

»Mann, das ist ein Ding! Das ist ja super!«

»Was denn?«

»Die Frau hier. Das Gesicht!«

»Was ist damit?«

Kevin gab keine Antwort, denn er war damit beschäftigt, auf das kleine Podest zu klettern, auf dem die Wachsfigur stand. Was er herausgefunden hatte, das wollte er auch aus der Nähe sehen. Für ihn bot der Unterstand genügend Platz. Außerdem war ihm etwas aufgefallen, was er kaum glauben konnte. Es hatte sich im Gesicht der Frau abgespielt, denn da war eine Bewegung gewesen.

In den Augen!

Kevin zog das linke Bein nach und stand nun auf dem Podest und in unmittelbarer Nähe der Wachsfigur, mit der er einfach nicht zurechtkam.

»He, lebst du?«

Carlotta gab keine Antwort.

Er versuchte, ihr in den Bauch zu kneifen. Dabei grinste er, weil die Brüste so nahe waren.

Sie bewegte sich nicht.

De Salier aber schwitzte Blut und Wasser. Er suchte verzweifelt nach einem Ausweg, aber ihm fiel keiner ein. Wenn er sich bewegte und einfach losrannte, würde die Machete der Henkerin trotzdem schneller sein und in seinen Nacken hacken. Das alles mußte er bedenken, und wenn er nicht mehr war, konnte sie sich um Kevin kümmern und dessen Seele dem Teufel überlassen.

Das alles ging ihm durch den Kopf, brachte ihn der Lösung aber nicht näher.

Dafür hatte Kevins Onkel die Suche noch immer nicht aufgegeben. Wieder rief er nach seinem Neffen.

Kevin dachte gar nicht daran, eine Antwort zu geben, Carlotta interessierte ihn viel stärker.

Godwin de Salier überlegte, was er noch tun konnte. Wenn Kevin schon nicht antwortete, dann wollte er das für ihn übernehmen. Er öffnete den Mund, und er wußte genau, daß es ihm schwerfallen würde, so laut zu reden wie möglich.

Der Bretone kam nicht mehr dazu.

Kevin machte ihm einen Strich durch die Rechnung, als er sagte: »Oh, die lebt ja!«

***

Ich kannte The London Dungeon und hielt mich bei den schaurigen und überaus realistisch dargestellten Szenen nicht länger auf. Der Kartenknabe hatte mir etwas von einem letzten oder hinteren Gewölbe erzählt, und dort wollte ich so rasch wie möglich hin.

Ich ging so schnell wie möglich, allerdings rannte ich nicht, denn ich wollte auch immer meine Umgebung im Auge behalten. Mit Überraschungen konnte man rechnen.

Es befanden sich nur noch wenige Besucher in diesen finsteren Verliesen. Ich störte keinen, mich störte man nicht, und so kam ich gut weiter.

»Kevin!«

Im ersten Moment war ich irritiert, als ich die Stimme des Mannes hörte.

Ich blieb stehen.

Der Ruf wiederholte sich mehrmals. Ich ging davon aus, daß sich ein Kind selbständig gemacht hatte, was in dieser verdammten Umgebung nicht gerade von Vorteil war.

Und dann dachte ich noch an die Henkerin, die auch auf Kinder keine Rücksicht nehmen würde.

Der Ruf wiederholte sich.

Ich wußte jetzt, wo er aufgeklungen war. Weiter vorn, aber auch mehr von der rechten Seite her.

Das war mein neues Ziel.

Zwei kichernde Teenager wären beinahe gegen mich gelaufen, weil sie so schnell liefen. Sie hielten sich dabei an den Händen gefaßt, als wollten sie so rasch wie möglich weg. Und sie sprachen von der Welt des Jack the Ripper, die sie sich noch ansehen wollten.

»Kevin…!«

Ich war in das nächste Gewölbe getreten und hatte das Ende des ungewöhnlichen Museums fast erreicht. Der Ruf schallte direkt in mein rechtes Ohr. Für einen Moment blieb ich noch stehen, dann drehte ich mich um und lief hin.

Der Mann war jünger als ich. Er stand da wie verloren, schaute sich um, bewegte sich im Kreis und knurrte dabei. Er drohte Kevin mit der Hölle auf Erden, wenn er ihn erwischen würde, und als er mich entdeckte, erschrak er heftig.

Ich blieb stehen. »Wer ist Kevin?«

»Mein Neffe.«

»Und?«

Der ungefähr fünfundzwanzigjährige Mann mit der kurzen, roten Hose und dem hellen Hemd hob die Schultern. Er wischte über sein Gesicht und dann durch das blonde Haar. »Er ist abgehauen. Einfach so. Es war ihm zu langweilig, immer bei mir zu bleiben. Er wollte selbst etwas erleben. Mir hat er gesagt, er käme sich vor wie in einem Videospiel. Er wollte selbst bestimmen, was es alles für ihn zu erleben gab. Ja, verdammt, das hat er mir gesagt.«

»Sollen wir ihn gemeinsam suchen?«

»Warum? Was geht Sie Kevin an?«

»Im Prinzip nichts, aber er ist ein Kind, und außerdem wird hier gleich dichtgemacht.«

»Kevin ist zehn und fast so ein Typ wie der aus dem Film.« Der Mann verzog das Gesicht. »Kevin allein in der Schreckenshöhle. Fast könnte ich darüber lachen.«

Im Gegensatz zu mir, denn ich dachte an die Henkerin, aber das sagte ich dem Mann nicht. Statt dessen schlug ich ihm noch einmal die gemeinsame Suche vor.

Er strich über seine verschwitzte Wange. »Warum wollen Sie sich das antun?«

»Ich mag Kinder. Vielleicht habe ich Angst, daß Ihrem Neffen hier etwas geschieht.«

»Nein, das brauchen Sie nicht. Der spielt mir nur einen Streich. Kevin ist mit allen Wassern gewaschen. Wenn er zu mir kommt, ist das sowieso anders als bei ihm zuhause. Da sorgt schon sein Vater für ein gewisses Benehmen. Der hätte ihn auch nie mitgenommen. Mein Bruder darf auch nicht wissen, daß wir hier waren.«

»Ich werde es ihm nicht sagen. Kommen Sie!«

»Okay, Mister.«

»Ich heiße John Sinclair.«
»Mein Name ist Kellog.«
Wir gingen gemeinsam los, und meine Furcht steigerte sich allmählich…

***

»Die lebt ja!« Kevin hatte seinen Spruch wiederholt, weil er von Godwin keinen Kommentar bekommen hatte, was auch beim zweitenmal nicht geschah, deshalb wiederholte er sich und erklärte noch einmal, daß die Frau lebte.
»Ich weiß…«
»Ehrlich, Mister? Hast du das gewußt? Ist ja supercool. Wissen das auch andere hier?«
»Keine Ahnung.«
»Aber sie lebt, denn sie hat ihre Augen bewegt.«
»Das stimmt schon.«
Kevin lachte. Angst kannte er nicht. Statt dessen hob er seine Hand noch höher, weil er das Gesicht streicheln wollte.
Er berührte das Kinn, dann die Wange und mußte erleben, daß nichts in dem Gesicht zuckte. Auch die Haut fühlte sich anders an als bei einem normalen Menschen. Sie war so glatt und hart, gar nicht weich oder nachgiebig.
Kevin dachte über irgendwelche Gründe oder Folgen nicht nach. Er streckte den Arm noch höher, schob seine Hand in das dunkle Haar und drehte einige Strähnen zwischen den Fingern.
Er lachte dabei. »Stark, das ist…«
Seine Stimme verstummte. Die Geduld der Henkerin war erschöpft, und sie griff zu.
Eine Hand hatte sie noch frei. Sie schwenkte den Arm herum, und bevor sich Kevin versah, drückte sich der Arm hart von vorn gegen seinen Hals und raubte ihm die Luft.
Der Junge würgte, er strampelte, erwischte dabei auch den Rücken des Bretonen, und der handelte.
Er ging nach der Methode jetzt oder nie vor. Er tauchte nicht zur Seite, er ließ sich so schnell fallen wie nur möglich, rechnete noch während des Falls damit, von der Klinge getroffen zu werden, aber er prallte auf den Bauch, ohne daß es ihn erwischt hatte, und so rollte er sich über den Boden.
Kevin hing keuchend im Griff der Henkerin.
Sie bewegte ihre Waffe auf den Jungen zu, sie war plötzlich unsicher geworden, aber es diente einzig und allein der Ablenkung, denn mit einer gedankenschnellen Bewegung schwang sie die Machete herum, und dann zielte sie auf Godwins Kopf.
Er wollte sich zur Seite werfen. Aber die Waffe war schneller. Zwar

zerstörte sie nicht sein Gesicht, aber sie schabte über die linke Wange hinweg, rutschte am Hals entlang und grub sich fingernageltief in das Fleisch der Schulter.

Der Bretone spürte den irren Schmerz. Er sah das Blut aus den Wunden fließen und war für einen Moment so geschockt, daß er nichts unternehmen konnte.

Er brach zusammen. Ging dabei aber nur in die Knie, weil er wußte, daß er wehrlos war, wenn er am Boden lag.

Er kam wieder hoch.

Das Blut sickerte auch weiterhin aus seinen Wunden. Er sah schrecklich aus, was auch Kevin aufgefallen war, denn er starrte den Verletzten aus großen Augen an. Der Junge begriff, daß dies kein Videospiel war. Er befand sich in der normalen Wirklichkeit. Dieses Blut war ebenso echt wie die Waffe.

Die Henkerin bewegte sich.

Sie wollte beide, aber für sie war der Bretone zunächst wichtiger als der Junge, deshalb stieß sie ihn zur Seite, damit sie sich um de Salier kümmern konnte.

»Lauf!« keuchte dieser. »Lauf weg, Kevin! Geh, verdammt!«

Kevin lief zwar weg, aber nicht sehr weit. Etwas zwang ihn, auf der Stelle zu verharren und dorthin zu schauen, wo sich das Drama anbahnte.

Die Henkerin war entschlossen, sich den Mann zu holen, der sie vor Jahrhunderten getötet hatte.

Nun wollte sie seinen Tod, die endgültige Vernichtung.

Godwin de Salier war zwar angeschlagen, aber nicht geschlagen. Er befand sich in einer immensen Streßsituation, in der er nicht dazu kam, sich um seine Schmerzen zu kümmern, die durch seine gesamte linke Seite brandeten und die Gesichtshälfte mit einschlossen.

Er wich zurück.

Sein Hirn arbeitete noch exakt. Er kannte seine eigene Unterlegenheit, aber das wollte er ändern.

Die Henkerin besaß ihre Waffe, und er wollte sich auch eine besorgen. Es gab die Schwerter, die Lanzen, die Pfeile und auch die anderen Folterinstrumente. Godwin stolperte auf eine der nächsten Szenen zu, wo er sich eine Lanze holen konnte, die ein Soldat festhielt. Die Spitze der Lanze steckte dabei in der Brust einer nackten Frau, und ein Scheinwerfer hüllte die Szene in grelles Licht.

Er sprang hinein. Zwar durfte nichts berührt werden, und er hoffte, daß die Lanze echt war und nicht nur eine Requisite.

Der Soldat hielt sie fest.

Godwin zerrte an der Waffe.

Er bekam sie frei - und fluchte.

Sie war nichts wert. Sie bestand aus irgendeinem komischen

Material, nicht mal aus Holz. Er wußte es selbst nicht, aber sie war so leicht, daß er auf sie verzichten konnte.

Noch immer stand er im Licht, was auch die Henkerin sah. Sie kam aus der Finsternis, und sie wollte hinein in die Szene, um ein für allemal ein Ende zu machen.

De Salier sah sie kommen. Er war waffenlos, sie wollte schlagen und führte dabei ihre Machete wie eine Könnerin.

Godwin wehrte sich. Auch wenn in seinem linken Arm kaum noch Kraft steckte, packte er zu und riß den Wachsoldat in die Höhe. Als die Henkerin zuschlagen wollte, da drang ein Schrei aus Godwins Mund, und er schleuderte zugleich den Wachsoldat auf die Frau zu.

Die Machete traf.

Aber sie erwischte nicht den Menschen, sondern hackte in die Wachsfigur hinein und hinterließ dort einen tiefen Schnitt.

Bisher hatte sich Carlotta immer überlegen gezeigt, das war nun vorbei. Sie war aus dem Rhythmus gekommen und starrte etwas ungläubig auf den Wachskörper, in dem die Machete festklemmte.

Sie fluchte wütend.

Dann zerrte sie einige Male und bekam die Machete frei. Der Wachssoldat kollerte zur Seite, und die Henkerin suchte ihren Gegner.

Der hatte bereits die Szene verlassen. Auch wenn er nicht gern floh, so war es in diesem Augenblick doch das Beste, was er machen konnte. Er mußte ein Versteck suchen.

Zugleich hörte er eine Lautsprecherstimme, die die letzten Besucher darüber aufklärte, daß das Gewölbe in einer Viertelstunde geschlossen wurde.

Das interessierte ihn nicht. De Salier würde auch weitermachen, wenn hier dicht war.

Die Wange brannte. Die Schulter schien sich in ein glühendes Stück Eisen verwandelt zu haben, und der Arm kam ihm vor wie ein brennender Ast.

Er gab nicht auf.

Immer wieder schaute er sich um. Bei den heftigen Bewegungen lösten sich Blutstropfen und umwirbelten ihn wie ein gefärbter Regen. Er war in Schweiß gebadet, aus seinem Mund drang der Atem als wildes Keuchen, und die Augen glichen Glasstücken.

Nicht aufgeben.

Solange er noch atmen konnte, würde er weitermachen. Er stolperte über seine eigenen Füße, konnte sich aber halten und lief geduckt weiter. Von irgendwoher hörte er Kevin schreien, und er glaubte auch, die Antwort eines Mannes zu vernehmen.

War das die Hilfe in letzter Sekunde? Würde der andere es auch schaffen, gegen Carlotta zu bestehen?

Sie lachte, und dieses Gelächter war nicht mal weit von ihm entfernt.

Er drehte kurz den Kopf.

Sie war da.

Die Machete hielt sie mit beiden Händen fest, die Arme waren vorgestreckt.

Das sonst so glatte Gesicht zeigte einen Ausdruck, den er kaum beschreiben konnte. Vielleicht war es der nackte Wille zum Sieg, gepaart mit Haß.

»Ich kriege dich, Godwin de Salier. Ich habe lange genug gewartet:«

Er rannte weiter, aber er hatte sogleich seine Richtung geändert, denn er mußte einfach etwas tun.

Aus dem Lauf hervor warf er sich nach links und krachte in die Figuren hinein, die sich in einem Folterverlies versammelt hatten und zwei Opfer mit glühenden Holzkeilen traktierten.

Darüber fiel der Mann hinweg. Er war gestolpert. Er prallte mit dem Kinn gegen einen harten Widerstand, er sah Sterne, sein rechter Arm bewegte sich, dann rutschte er mit dem Kopf zuerst dem Boden entgegen, wo er hilflos liegenbleiben würde.

Er war auf den rechten Arm gefallen, aber das half nicht viel, denn als er sich schwerfällig zur Seite rollte, wobei er im rötlichen Licht des Folterfeuers selbst wie ein Geist aussah, da erkannte er seine Henkerin.

Sie war stehengeblieben.

Sie hielt den Mund offen. Über ihre Lippen floß ein böser Fluch. Dann hob die Person ein Bein an und trat eine im Weg liegende Wachsfigur zur Seite.

Sie hatte freie Bahn.

Sie ging den ersten Schritt.

Genau in diesem Augenblick hörte Godwin de Salier die Stimme des kleinen Kevin.

»Da ist sie! Da ist die böse Frau!«

***

Die Worte hatten nicht Godwin gegolten, sondern uns, denn Kellog und mir war der Junge im wahrsten Sinne des Wortes in die Arme gelaufen. Sein Onkel war überglücklich gewesen, aber Kevin hatte ihn nicht zu Wort kommen lassen, sondern haspelnd und mit sich überschlagender Stimme von seinen Erlebnissen berichtet.

Ich wußte schon nach den ersten Sätzen Bescheid und bat Kevin, uns an den bewußten Ort zu bringen.

Er hatte es getan. Er war schnell gelaufen, und er hatte uns regelrecht mitgezogen.

Und dann war dieser Ruf gekommen. »Da ist sie. Da ist die böse Frau!«

Kevin wollte weiterlaufen, da war er bei mir an der falschen Adresse.

Ich scheuchte ihn und seinen Onkel zurück, der inzwischen wußte, welchem Beruf ich nachging, und bewegte mich selbst auf die künstliche Folterkammer zu.

Auch wenn ich Carlotta nur von hinten sah, erkannte ich sie sofort. Sie war es, daran gab es keinen Zweifel. Und sie schwang die Machete locker vor und zurück, wobei sie sich nicht mal um den Ruf des Jungen kümmerte, sondern ein Hindernis mit einem kräftigen Tritt einfach zur Seite wuchtete.

Vor ihr lag der Bretone. Ich hatte einen raschen Blick auf ihn werfen können und auch entdeckt, daß er verletzt war und stark blutete. Echtes Blut vergoß er hier.

Er lag vor ihr.

Ich war hinter ihr.

Und ich sprach sie an. »Keinen Schritt weiter, Carlotta!«

***

Ich weiß nicht, ob sie überrascht gewesen war oder welchen Eindruck meine Stimme auf sie gemacht hatte, aber sie gehorchte und blieb tatsächlich stehen.

In diesem Augenblick glich die Person vor mir tatsächlich mehr einer Wachsfigur als einem Menschen. Ich hielt die Beretta bereits in der Hand und zielte auf ihren Rücken, drückte aber noch nicht ab, denn in meiner anderen Hand hielt ich das Kreuz. Bisher hatte ich noch nicht erlebt, wie Carlotta auf den Anblick reagierte, der ihr eigentlich nicht gefallen konnte.

Sie wartete noch immer.

Es war trotzdem nicht still, auch wenn sich Kevin und sein Onkel im Hintergrund hielten, aber Godwin de Salier hatte mich gehört, und er bewegte sich in dem Durcheinander aus Wachsfiguren.

Wahrscheinlich mühte er sich damit ab, auf die Beine zu kommen. Ich hörte sein Keuchen und achtete nicht weiter darauf, weil sich Carlotta endlich bewegte.

Sie drehte sich sehr langsam um, so daß ich sie zunächst im Profil sah. Ihr Mund zuckte, als wollte er sich zu einem Lächeln verziehen. Dann öffnete sich der Mund, und die Zunge fuhr für einen Moment hervor. Sie verschwand wieder, als ich die Hand zufällig bewegte und ein Lichtreflex das Kreuz traf.

Den Funken entdeckte auch Carlotta.

Sie mochte das Kreuz nicht. Sie fauchte und schien sich in eine Katze zu verwandeln.

Bannte sie meinen Talisman? Ich ging auf sie zu.

Carlottas Augen bewegten sich. Die Hand mit der Machete zuckte. Ich sah es und flüsterte: »Laß sie fallen!«

Sie tat es nicht.

Da schoß ich.
Es war ein Test. Ich wollte sehen, ob das geweihte Silber das Wachs zerstörte, und ich sah auch, wie die Kugel in die Körpermitte einschlug, dort eine kleine Mulde hinterließ, so groß wie der Abdruck eines Daumens. Mehr passierte vorerst nicht, nur war die Henkerin kurz zusammengezuckt, und in der von der Kugel hinterlassenen Mulde löste sich eine blasse, talgartige Flüssigkeit, die wie ein dicker Sirup dem Bauchnabel entgegenrann.
Sie stand noch immer.
Die Kräfte der Hölle hatten sie stark gemacht, doch dann passierte das, mit dem ich nicht gerechnet hatte. Der Griff ihrer Finger lockerte sich, und die Machete rutschte nach unten, fand keinen Halt mehr und prallte zu Boden.
Jetzt war sie waffenlos.
Ich konnte mir aussuchen, wie ich sie zur Hölle schicken wollte, diesmal endgültig, da konnten ihr weder der Teufel noch andere Dämonen helfen.
»Das Kreuz wird dich vernichten!« erklärte ich. Zugleich sah ich hinter ihr die Bewegung, und dann schob sich die blasse und zittrige Hand des Godwin de Salier dicht über dem Boden an ihr vorbei.
Die Finger hatten ein Ziel, es war die Machete.
»John«, hörte ich ihn mit schwerer Stimme sagen. »John, ich will es tun. Sie gehört mir.«
»Aber…«
»Nein, John, kein Aber. Ich muß etwas gutmachen. Ich habe damals einen großen Fehler begangen, den will ich ausgleichen. Auch du kannst mich daran nicht hindern.«
»Dann tu es!«
»Danke!«
Es war dem Bretonen jetzt gelungen, die Machete zu umfassen. Seine rechte Hand hielt den Griff fest. Er hatte Mühe, er keuchte, die Verletzung machte ihm zu schaffen, aber er kämpfte sich auf die Beine.
Carlotta tat nichts.
Sie starrte mich nur an.
Aus der kleinen Wunde rann noch immer die Flüssigkeit, und ich hatte den Eindruck, daß sich die Umgebung um den Bauchnabel herum verfärbte.
Godwin de Salier war es gelungen, wieder auf die Beine zu kommen. Ich schaute an der Henkerin vorbei. Meine Perspektive war zwar nicht besonders, reichte aber aus, um die Bewegung des Mannes wahrzunehmen, die einfach so typisch für sein Vorhaben war.
Er hob die Waffe an.
Ich wußte Bescheid.

Es gab nur diese eine todsichere Möglichkeit, und aus dem Mund des Mannes löste sich ein Schrei.

Dann schlug er zu!

***

Er hatte alle Kraft in diesen Schlag hineingelegt. Er konnte nur den rechten Arm gebrauchen, hatte aber Schwung geholt und so alle Kraft in den Hieb gelegt, der zielsicher traf.

Die Machete mit der unheimlich scharfen Klinge trennte den Kopf vom Rumpf der Henkerin. Das Schicksal, das sie so vielen zugedacht hatte, erwischte nun sie.

Der Kopf flog nach vorn. Es hatte den Anschein, als wollte er gegen meine Brust prallen. Ich trat sicherheitshalber ein Stück zur Seite.

Der Torso stand noch. Dahinter sah ich den Bretonen.

Er glotzte den kopflosen Körper an. Die Machete hatte er wieder sinken lassen, der Mund bewegte sich, und über seine Lippen drangen die geflüsterten Worte:

»Kein Blut - kein Blut - ich sehe kein Blut…«

Er hatte recht.

Es schoß keine rote Fontäne in die Höhe, der Körper bestand eben aus Wachs wie der Kopf, der neben mir lag. Damals war er verbrannt.

Und heute?

Er war weich geworden. Ich trat mit der Sohle auf ihn und zerdrückte das Wachsgesicht, so daß es zu einem regelrechten Brei wurde. Dann versetzte ich dem Körper einen Stoß, so daß er ebenfalls umkippte. Am Geräusch des Aufschlags war zu hören, daß er mittlerweile auch eine gewisse Weichheit bekommen hatte.

Eine Gestalt kam schwankend auf mich zu. Sie war aber so schwach, daß sie sich nicht auf den Beinen halten konnte. Mit blutüberströmten Gesicht, aber dennoch einer gewissen Zufriedenheit in den Augen wollte der Bretone auf mich zukommen, doch er brach zusammen.

Blitzschnell fing ich ihn auf.

Bewußtlos wurde er nicht. Ich trug ihn zur Seite, und er schaute mir ins Gesicht.

»John, sag es…«

»Was soll ich sagen?«

»Ist sie endgültig vernichtet?«

»Ja, das ist sie. Und die Welt kann sich dafür bei dir bedanken, alter Freund.«

»Gut«, hauchte er. »Das ist bestimmt gut. Dann bin ich zufrieden.« Auf seine Lippen legte sich ein Lächeln, und wenig später umfing ihn die gnädige Bewußtlosigkeit…

ENDE